

Übersetzen ^{01/11}

Würdigungen

- Internationaler Literaturpreis 2010 an Marie NDiaye und Claudia Kalscheuer 1
Preise der Ledig-Rowohlt-Stiftung an Jürgen Brocan,
Hans-Christian Oeser und Christian Hansen 3
Übersetzerbarke an Jürgen Dormagen: Von der Barke mit der gläsernen Fracht 4
Paul-Celan-Preis an Rosemarie Tietze 5
André-Gide-Preis 2010 an Julia Schoch 6

Veranstaltungen

- Juli Zeh diskutiert mit sieben ihrer Übersetzer 8
Übersetzerwerkstatt Englisch und Deutsch in Irland 8
Lesung in München am Internationalen Übersetzertag 9
Veganes Menü und Übersetzerlesung zum neuen Foer: *Tiere essen* in Hamburg 10
»... von säkularen Ausmaßen«: NS-Deutsch als Beispiel totalitären Sprachgebrauchs 10
Werkstattgespräch über kooperatives Theaterübersetzen bei Drama Panorama 11

Nachrufe

- Helmut Scheffel (1925–2010) 12
Inge Leipold (1946–2010) 13
Toni Kienlechner (1919–2010) 13
Swetlana Geier (1923–2010) 14

Rezensionen

- D. Bathen, J. Sporer, E. Deinert, M. Hais: *Duden, das neue Wörterbuch der Szenesprachen* 15
Karl-Heinz Göttert: *Deutsch. Biografie einer Sprache* 16

Umschlag: Wolf Harranths PC-Rubrik

45. Jahrgang, Januar–Juni 2011

WÜRDIGUNGEN

Sybille Lewitscharoff

INTERNATIONALER LITERATURPREIS 2010 AN MARIE NDIAYE UND CLAUDIA KALSCHUEUR Berlin, 29. September 2010

Die Literatur, wenn es sich denn im emphatischen Sinne des Wortes um Literatur handelt, ist gut, sie ist wahr, sie ist schön. Literatur zu lesen, ein Gedicht zu hören, ist die vielleicht klügste Art des Zeitvertreibs, den die Menschen eronnen haben und dem sich manche, den rennenden, flackernden Bildern zum Trotz, immer noch genüßlich hingeben. Ich gehöre dazu, denn ungleich mehr Zeit habe ich lesend verbracht und nur einen verschwindend geringen Teil meiner Lebenszeit schreibend.

Warum die Literatur gut und wahr und schön ist

Gut ist sie, weil die echte Literatur auf unbestechliche Weise, über alle Abgründe, über Schlachten, die geschlagen, über Intrigen, die gesponnen werden, sogar über den Tod hinweg, sämftigend auf uns einredet: Du mußt dein Leben ändern! Eine zarte, schier unmerkliche Einrede, die zivilisierend wirkt, selbst wenn es in einem Buch tobsüchtig, ehrabschneidend, grausam, tolldreist zugeht. Der Leser nimmt, auch wenn er noch so sehr in einer Geschichte versinkt, reflektierend seine Distanz wahr. Alles menschliche Handeln in der Literatur ist Probehandeln; der Leser springt frei damit um, er ist eingeladen, es mit seinen Erfahrungen, den eigenen Phantastereien zu vergleichen und, wenn's beliebt, in diese einzufügen. Ein Entlastungsfeld, frei von Pädagogik, ohne explizite Morallehre, auf dem Böses zur Sprache kommt, wobei insgeheim auf sublimen Weise erkundet wird, was wir nicht tun dürfen. Wer, bitteschön, würde über der Lektüre von Franz Kafkas *Strafkolonie*, obwohl da an Grausamem wahrlich nicht gespart wird, zum Sadisten? Wer könnte sich an den Verstümmelten, den dreckigen Leibchen und schnurdünnen Tangas verlustieren, die Roberto Bolaño in *2666* aus der Wüstenei nahe Ciudad Juarez ausgräbt, um sie so trocken wie akribisch aufzulisten? Das Böse, von dem in der Literatur die Rede ist, wird den Leser zwar nicht stracks zum Guten führen können, aber seine Empfindsamkeit und seine Klugheit gegenüber den Machinationen des Bösen vermag sie zu schärfen, und das ist nicht wenig.

Wahr ist sie, weil in der Literatur alles, was wir verloren, was wir rücksichtslos beseitigt haben, der Schmutz, der handgreifliche wie der seelische Abfall, den wir unentwegt produzieren, verlässlich wiederkehrt. Literatur rechnet mit den verlorenen Beständen, rechnet uns unerbittlich vor, was unsere Art zu leben kostet. Das hat sie immer schon getan. Wahr ist sie auch, weil in ihr längst vom Tod verschlungene Generationen zu Wort kommen, entweder, indem die Dichter aus früherer Zeit, deren Werke sich erhalten haben, selbst das Wort ergreifen, oder indem heutige Dichter die Toten wachrufen. Wahr und wichtig ist, was uns die Hofdame Murasaki Shikibu im 11. Jahrhundert über die erotischen Abenteuer des Prinzen Genji zu erzählen hat, ebenso wahr und wichtig sind die Dichtungen Homers oder Dantes, die Theaterstücke Shakespeares oder, mit Blick auf die heutige Welt, etwa die Romane Thomas Pynchons. Auch wenn es nicht die glanzvolle jesuanische Auferstehung ist, die den Toten da blüht – es sind ja nur einige bedeutende Texte unter christlichen Auspizien geschrieben und überhaupt nur eine Handvoll Tote zum literarischen Nachleben erweckt worden – so kommt es hierin doch zu winzigen Auferstehungen, dazu da, uns vom Hunger, der Liebe, den Leiden, der Tapferkeit der Menschen seit Adam zu erzählen. In diesem Sinne speichert das literarische Gedächtnis die Wahrheit über den Menschen durch die Zeiten hindurch. Natürlich auch alles, was Menschen

mit eigenen Augen gesehen haben: Sterne, Wolken, Tiere, Pflanzen, Landschaften, Städte. Das Füllhorn an gesammelten Erfahrungen ist riesig; die Summe all dieser Erfahrungen ist nichts anderes als die Wahrheit.

Schön ist sie, weil die Literatur uns die Wahrheit nicht mit dem Prügel ins Hirn klopft, sondern auf den lieblichen Wegen der ästhetischen Verführung uns bei der Hand nimmt. Es mag kitschig klingen, aber jedesmal, wenn ich ein wirklich berauschendes Buch gelesen habe, ist mir, als habe ein Engel meine Stirn geküßt. Selig bin ich, selig, selig, selig, im Hirn wimmelt's, als habe man mir eine Prise Kokain verabreicht. Meistens springe ich aus dem Bett vor Vergnügen und laufe aufgeregt herum. Zur Literatur gehört nämlich, daß hin und wieder ein Wort fällt oder eine Wendung auftaucht, die unser Denken erregt, ja, einen rechten Sausewind durch's Hirn bläst, wobei eine Geschichte, und sei es die übliche von Liebe, Einsamkeit und Tod, die wir längst zu kennen glaubten, frisch wird, neu wird, in ungeahnte Sphären rückt. Die Japaner sagen, in der Kehle eines jeden Froschs und jeder Nachtigall, im Geräusch

des Windes, der die Pflanzen rascheln läßt, stecke ein Dichter. In Poesie und Literatur werden unsere Ohren geschärft für die Stimmen der Wesen, mit denen wir nicht sprechen können, und das ist herzerhebend schön, weil alles schön ist, was uns erlaubt, das enge Gehäus unserer Leiber zu verlassen und über uns hinaus zu geraten.



Claudia Kalscheuer (l.),
Marie NDiaye
Foto © Marcus Lieberenz

Gastfreundschaft der deutschen Sprache und Leser

Kommen wir nun auf die internationale Literatur zu sprechen. Bei uns wird sehr viel übersetzt, wir bitten literarische Stimmen aus fernen Ländern, oftmals vorzüglich übersetzt, als Gäste zu uns herein – sie mögen doch bitte für eine Weile in unseren Köpfen Platz nehmen. Der Internationale Literaturpreis will diesen Tatbestand würdigen und kräftigen. Solche Großzügigkeit besaß unser Land nicht immer.

In der glorreichen Zeit zwischen 1780 und 1830 hatte es hochfliegend begonnen, als es noch keinen Nationalstaat gab und nicht viel mehr als ein Dutzend poetisch-philosophischer Rauscheköpfe als Nachfahren Luthers das deutsche Sprachmaschinchen ölten, von überall her wie im Flug neue Wörter sich griffen, das Lateinische, das Französische sich zurechtbogen, wie sie's gerade brauchten und dabei das Deutsch zu der gelenkigen, habhaften, ausrufungs- und anrufungsmächtigen Sprache entwickelten, die sie uns als Wunderwerk hinterlassen haben, ganz zu schweigen von dem raffiniert geschichteten Periodenbau mit seinen reflexiven Einschüben und Wendungen, den wir vielleicht mehr den Philosophen als den Poeten zu verdanken haben.

Lichtenberg, Lessing, Karl-Philipp Moritz, Jean Paul, Goethe, Schiller, Heinrich von Kleist, das waren alles keine geistig im Vaterländischen eingezwängten Leute, sondern Weltbürger, die ihre Köpfe neugierig über die einheimischen Hügel streckten. Diese freie Haltung der Neugier auf die Welt fand ab der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der aggressiv vorgetragenen Abwehr

der sogenannten Verwelschung allmählich ein Ende und kam schließlich im Nationalsozialismus ganz zum Erliegen. (Kleiner Wink am Rande: man lese zu dieser Entwicklung den *Sprachverführer* von Thomas Steinfeld, ein erzklares Buch.)

Der erste Schub, die Welt in Form von Büchern wieder zu sich hereinzubitten, kam nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Bücherschrank meiner Eltern zeigt, mit welcher Gier, wie ausgehungert sich Leute, die gern lasen, auf alles stürzten, was aus Frankreich oder Nordamerika kam. Und ein paar Jahre später tauchte das erste Buch auf, das von einem Schwarzen geschrieben worden war, damals gewiß eine Sensation: *Another Country, Eine andere Welt*, von James Baldwin. Es hat den Weißen dieser Generation sicher einiges an Grübeleien abverlangt, sich vorzustellen, daß ein Schwarzer überhaupt ein Buch schreiben könne, noch dazu ein gutes.

Mit übersetzten Büchern in die Welt hinausspazieren

Für meine Generation gehörten die Franzosen, Italiener, besonders die Nordamerikaner und Engländer allein schon wegen der Popmusik und des Kinos als kulturelle Grundausstattung wie selbstverständlich dazu. Für mich bedeuteten die ersten südamerikanischen Autoren den neuen, zutiefst erregenden Weltzugang. *Cien años de soledad, Hundert Jahre Einsamkeit*, das fuhr wie ein Donnerschlag drein – Herrgottzack! – ich weiß noch, wie ich mir schwor, sollte ich selbst je ein Buch veröffentlichen, dann eines mit Levitationen, die vom Autor so beiläufig aus dem Hosentäschle gezogen werden, als schicke er seinen Helden um's Eck in eine Bar. Fortan las ich von den Südamerikanern so ziemlich alles, was zu kriegen war, wenig später auch im Original.

Bitte erlauben Sie mir hier einen kleinen lebensgeschichtlichen Exkurs. Wegen all der vielen Bücher, die so farbig, so schwül, so vital selbst im Schwarzumflorten der Melancholie, den Kontinent beschworen, wobei deren Autoren wie wild gewordene Kinder die Zeiten durcheinanderwarfen, heiratete ich einen Argentinier und zog mit ihm nach Buenos Aires. Aber – hier folgt nun ein gewichtiges Aber: so sehr ich die Fremde schätze, wenn sie in Form eines Buches auf mich zurückt, so ängstlich und verloren bin ich, wenn es in der Wirklichkeit geschieht. In meiner Brust klopft ein Hasenherz, nicht das Herz eines Abenteurers. Damals, in den späten siebziger Jahren, herrschten in vielen südamerikanischen Ländern brutale Militärdiktaturen, das war überall sichtbar, überall spürbar; und während einer Reise durch den gesamten Kontinent, die damals fast ein Jahr dauerte, habe ich das Elend gesehen, Leute, die auf der Straße verreckten, landwirtschaftliche Saisonarbeiter, die an der argentinischen Grenze, vorgeblich zu Desinfektionszwecken, mit DDT eingesprüht wurden, Szenen, die nur den einen Wunsch hervorriefen: sofort nach Hause!

Aber dann war es doch immer wieder die Literatur, die half, diese Länder besser zu verstehen, die eindringlich darum warb, den Anblick der Grausamkeit nicht als das einzig Hervorstechende zu nehmen. Ich erinnere mich noch an die göttlichen Wochen, als ich mit *La Casa verde*, einem Roman von Mario Vargas Llosa im Schlepp, in der Hängematte liegend, einen Nebenfluß des Amazonas entlangfuhr. Eine Fahrt wie in Trance mit Bordellen und Kautschukpalästen, in die ich mühelos hineinspazierte, beäugt von stummen Krokodilen, begleitet vom Gequake der Frösche, ahnend, daß es stimmt, was die Japaner sagen: in jeder Froschkehle hockt ein kleiner Dichter!

Jahre später, wieder zurück in Deutschland, wurde ich nach und nach mit der japanischen Literatur vertraut, deren verschwiegene Raffinesse, besonders bei den älteren Autoren, mich bis heute entzückt. Und danach, als der Eiserne Vorhang fiel, gab es einen zweiten Donnerschlag. Die Osteuropäer rückten heran. Ehrlich gesagt, vor dreißig Jahren hatte ich nicht geglaubt, daß die Ungarn, die Rumänen, die Ukrainer überhaupt schreiben könnten, einige Frühhexilierte wie zum Beispiel Eugène Ionesco, die in Paris lebten und zu Weltruhm

gelangt waren, ausgenommen; ausgenommen auch die Polen in Gestalt der herrlichen Dioskuren Zbigniew Herbert und Witold Gombrowicz oder einiger Tschechen, die bereits vorher schon durch Übersetzungen im Westen präsent waren. Was da aber sonst alles nach und nach neu herauskam, saftig, virtuos, quecksilbrig und dabei voller Kraft, darunter Pirouettendreher wie Peter Esterhazy, Dunkelbohrer wie Laszlo Darvasi, poetische Äquilibristen wie Mircea Cartarescu, um aus der großen glanzvollen Schar nur einige wenige zu nennen, das war und ist – salopp gesagt – umwerfend. Und manchmal, wenn ich mich in zermürbter Stimmung befinde, drückt mir diese harte, allzu harte Konkurrenz auf den Magen. Denn inzwischen sind meine Bücher auch auf der Suche nach Lesern, und es ist nicht so leicht, im schreibenden Weltgewirre nicht mutlos zu werden. Andererseits beglücken mich die mittlerweile von überall hereinströmenden Lektüren derart, daß die Konkurrenzlähmung rasch schwindet, zumal die eigenen Romane von den Techniken und Erfindungen der anderen aufgezwickt und befeuert werden.

Ich muß zugeben, es gibt für mich immer noch große weiße Flecken auf der literarischen Landkarte, die ich kaum mit Büchern besiedeln könnte. Große Länder wie China und Indien gehören dazu, Pakistan, der Iran, die meisten afrikanischen und arabischen Länder. Aber das – dessen bin ich gewiß – wird sich in den nächsten zwanzig Jahren ändern. Ich bin gespannt auf den nächsten Donnerschlag, der mich aufgekratzt aus dem Bett hüpfen läßt. Ihnen, werte Damen und Herren, die Sie diesen Preis erfunden haben, der Jury, die gewählt hat, und nicht zuletzt der Tatsache, daß Sie für diesen bedeutenden Preis auch die Übersetzer ehren und ihnen etwas Geld ins Portemonnaie stecken, die Übersetzer, an denen es doch hängt, ob ein Buch bei uns zündet oder nicht – Ihnen allen gebührt Lob und Anerkennung dafür, daß Sie so freierzig über Deutschland hinausspazieren!

Jurybegründung zu Claudia Kalscheuer

»Marie NDiayes Stil ist luzide und präzise, ihre Sätze sind genau austariert. Lange, verschachtelte Absätze wechseln in einem wohl kalkulierten System sich ab mit kürzeren Passagen und einzeiligen lakonischen Konstatationen, die nach und nach Indizien liefern für den psychischen Zustand der Figuren – und es ist exakt diese fein austarierte Choreographie unterschiedlicher Längen, die den sich selbst immer weiter, spiralförmig immer tiefer schraubenden musikalischen Rhythmus von *Drei starke Frauen* ausmachen: Lang, lang, lang, kurz, kurz, lang, lang, lang, kurz, lang, lang, lang, lang, kurz, kurz – und man sieht sie gleichsam vor sich, die mit Alliterationen aufgeladene Rhythmusspirale, die dem Buch seinen Atem, seine sprachliche Dichte, seine Spannung steigernden Momente verleiht. Claudia Kalscheuer ist es gelungen, diesen fein austarierten, halb alpträumenhaften, halb surrealen Rhythmus im Deutschen abzubilden. Sie folgt sehr genau den Satzbewegungen des französischen Originals, wählt aber an den entscheidenden Stellen Möbiusschleifen, setzt Inversionen, reduziert die Zahl der Alliterationen, ohne ihr poetisches Moment auch nur im Entferntesten aufzugeben, und schreibt auf diese Weise ihrer Übertragung die deutsche Sprachmelodie ein, läßt sie mit exakt dem gleichen dichten, verstörenden Rhythmus auf, den das Original der *Drei starken Frauen* auszeichnet. Und dies ist eine Meisterleistung.«

Claudia Steinitz

PREISE DER LEDIG-ROWOHLT-STIFTUNG AN JÜRGEN BRÔCAN, HANS-CHRISTIAN OESER UND CHRISTIAN HANSEN

Frankfurt am Main, 8. Oktober 2010

Auch Übersetzer sind dabei, wenn die Ledig-Rowohlt-Stiftung alljährlich am Messesfreitag drei renommierte Übersetzerpreise verleiht. Nicht viele, zugegeben, aber neben den Preisträgern waren es in diesem Jahr immerhin das Jury-Mitglied Susanne Höbel, der VdÜ-Vorsitzende Hinrich Schmidt-Henkel und die Berichterstatterin. Das festliche Diner, das den Rahmen für die Verleihung bildet, wird in erster Linie für »deutsche und ausländische Verleger und Vertreter des literarischen Lebens serviert.«

Verliehen wurden: der Ledig-Rowohlt-Preis für einen Übersetzer aus dem Englischen an Hans-Christian-Oeser »für sein gesamtes übersetzerisches Werk, das zahlreiche wichtige Bücher englischer und vor allem irischer Autoren umfasst, etwa von Anne Enright, Ian McEwan, Dermot Healy und Maeve Brennan«; der Jane-Scatcherd-Preis für einen Übersetzer aus einer anderen Sprache an Christian Hansen »für seine Übersetzungen aus dem Spanischen, insbesondere für seine kongeniale Übertragung von Roberto Bolaños großem nachgelassenem Roman *2666*, der – nicht zuletzt wegen seiner Sprachmächtigkeit – als literarisches Ereignis gefeiert wurde«; und der Paul-Scheerbart-Preis an Jürgen Brôcan »für seine Übertragung des großen »demokratischen« Lobgesangs auf Amerikas Aufbruch, *Grasblätter* von Walt Whitman. In dem damit erstmals vollständig auf Deutsch vorliegenden Werk findet Brôcan für die vielfach wechselnden Tonarten eine vielseitige und angemessene Sprache«.

Gespeist wurde an ca. 20 Tischen nach einer vorher festgelegten Tischordnung, und fast hätte ich es sogar an einen Preisträgertisch geschafft, wäre nicht im letzten Moment die Verwechslung mit der Lebensgefährtin des zu Preisenden aufgedeckt worden. Zwischen den Gängen wurden die Laudationes und die Dankesreden gehalten.

Walt Whitman – ein deutscher Dichter

Die Verleihung des Paul-Scheerbart-Preises an Jürgen Brôcan eröffnete den Reigen. Ernst Osterkamp würdigte nach einem Gang durch die umfangreiche Whitman-Rezeptionsgeschichte in Deutschland Brôcans Verdienst, mit der erstmaligen Übersetzung der vollständigen Texte der *Leaves of Grass* den Deutschen »den Kosmos großer Poesie sichtbar« und die »Vielzahl der Töne erkennbar und erfahrbar« zu machen. Nun erst erschließe sich dem deutschen Leser der »ungeheure Variationsreichtum des dichterischen Sprechens«, weil Brôcan »in jedem Gedicht den wechselnden Tönen des Originals so nahe wie möglich zu kommen« suche und es ihm gelungen sei »auf jeder Seite seiner Übertragung die federnde Spannung und die unter Starkstrom stehende Dynamik von Whitmans Sprache beizubehalten. Er habe – und das sei wohl das Höchste, was sich von einer Übersetzung sagen lasse – »durch den sprachlichen Reichtum [seiner Übertragung] die deutsche Sprache selbst wiederum bereichert.«

Jürgen Brôcan zitierte den Namensgeber des Preises mit den Versen

*Ich möchte am liebsten meine Tinte
Dem Menschevolk ins Blutgeäder spritzen.
Ich will mich bloß nicht so erhitzen.*

und sprach von dem persönlichen Bezug, den er, selbst Dichter, für eine gelungene Übersetzung brauche. Dieser Bezug sei die Stelle, an der er einhaken könne. »Übersetzen ist mehr als eine Fingerübung, mit der ich meinen eigenen Stil schule; denn: Während ich mich mit einer Übersetzung befasse, versiegen

meine Texte, verstummen, kommen erst nach getaner Arbeit wieder zur Sprache, oft vollkommen unberührt von dem, was ich getan habe. Dennoch erfüllt mich die Übersetzung mit Freude, denn ich weiß: Das ist ein Text, den ich selbst nicht mehr schreiben muss (falls ich's denn überhaupt jemals könnte).«

Vom wiederholenden Vorwärtserinnern

Er werde das ungeschriebene Gesetz brechen, einen Übersetzer nur zu erwähnen, um ihn zu tadeln, kündigte Matthias Matussek in seiner Preisrede auf Christian Hansen an, der den Jane-Scatcherd-Preis erhielt. Um sodann die Nichterwähnung der Übersetzung oder des Übersetzers in den Elogen der Rezensenten auf *2666* »unter den verrohten Bedingungen des Betriebs als Kompliment« gelten zu lassen. Er attestierte Christian Hansen, die »nüchterne Kälte und die journalistische Genauigkeit und die lexikalische Übersetzungskraft der Fabrikation in Bolaños Monsterkosmos wohl einfach erfasst und so gut übertragen [zu haben], dass der Leser vergaß, dass es sich hier um eine Übersetzung handelte.« Im Folgenden verlor leider auch Herr Matussek den zu Preisenden etwas aus dem Auge, um von seiner Begegnung mit dem Autor zu erzählen.

In seinem Dank bezeichnete Christian Hansen den Übersetzer als »Wiederholungstäter«. Weshalb mit jeder Übersetzung dennoch Neues erschaffen werde, erläuterte er sodann mit einem Zitat von Sören Kierkegaard: »Die Dialektik der Wiederholung ist leicht; denn das, was wiederholt wird, ist gewesen,



v.l.n.r.: Jürgen Brôcan, Hans-Christian Oeser, Christian Hansen
Foto: privat

sonst könnte es nicht wiederholt werden, aber gerade dies, dass es gewesen ist, macht die Wiederholung zu dem Neuen.«

Sprache in all ihren Tönen und Schwingungen

Nach dem Hauptgang wurde der Hauptpreis, der Ledig-Rowohlt-Preis, an Hans-Christian Oeser verliehen. Thomas Plaul würdigte ihn als einen Vertreter des mysteriösen Menschenschlags, dessen Tag mehr als 24 Stunden haben müsse, habe er doch in 21 Jahren über 100 Romane, Erzählungen und Gedichtbände übersetzt, sowie etliche weitere Bücher verfasst, herausgegeben oder verlegt. Jede Übersetzung, so Plaul, sei ein eigener, unverwechselbarer Fingerabdruck des Übersetzers auf dem Papier, das gewissermaßen der Autor bilde. Eine von Oesers wichtigsten Qualitäten sei seine enorme Sprachsensibilität. »Man muss sich vorstellen, dass der kleine Hans-Christian seine Gute-Nacht-Lieder von einer Sopranistin, seiner Mutter, vorgesungen bekam, und ich glaube, dass diese musikalische Sphäre mit ein Grund für seine Fähigkeit ist, Sprache in all ihren Tönen und Schwingungen wahrzunehmen.«

Der so Gepriesene setzte mit einer semantisch-vergleichenden Analyse von »I have fallen in love« und »Ich habe mich verliebt« ein, sprach über die Gratwanderung zwischen Treue

und Freiheit und endete bei so schönen deutschen Wörtern wie mutterseelenallein, Hochgebirgshabseligkeiten (Thomas Bernhard) und Knabenmorgenblütenträume.

»Der Preisträger«, zitierte er Georges-Arthur Goldschmidt, »ist einer, der den Preis trägt (...).« Die diesjährigen Preisträger der Ledig-Rowohl-Stiftung tragen den ihren gewiss wohlverdient und sind nicht genug zu preisen.

Jürgen Dormagen

ÜBERSETZERBARKE AN JÜRGEN DORMAGEN: VON DER BARKE MIT DER GLÄSERNEN FRACHT

Frankfurt am Main, 6. Oktober 2010

Unter den Übersetzern aus dem Spanischen, Portugiesischen, Katalanischen bin ich berüchtigt als einer, der immer wieder wüst über die Rhetorik hispanischer, romanischer Prosa schimpft. Seltsam: Ist man selbst Adressat oder gar Objekt schöner Beredsamkeit, klingt einem das wie Musik in den Ohren.

Von den Wuazeln des Übersetzens

Letzte Woche war ich auf einem deutsch-argentinischen Übersetzerseminar in Looren bei Zürich, hoch über dem See. Als ich morgens von meinem Hotel zu dem Übersetzerhaus spazierte, leuchtete unten der See und mir kam ein Lied in den Sinn, das wir im ersten Schuljahr mit Wonne gesungen haben. Ein Lied, das ich – weil ich in Gedanken schon bei der Textarbeit im Seminar war – mit dem Übersetzen assoziierte. Vielmehr mit dem Übersetzen: »Jetzt fahrn wir übern See, übern See, jetzt fahrn wir übern See.« Und das Lied geht so weiter: »Mit einer hölzernen Wurzel, Wurzel, Wurzel, Wurzel.«

Hölzern – o je! Ist das nicht der ständig drohende Schiffbruch beim Übersetzen und Lektorieren? Wofür wir dann von



Hinrich Schmidt-Henkel (l.) und Jürgen Dormagen
Foto © Frankfurter Buchmesse / Nurettin Çiçek

der Kritik mit einem hölzernen Prügel bedacht werden. Und überhaupt: Wurzel – ist das nicht ein Übersetzungsfehler? Vielleicht aus dem Helvetischen? Und dann fiel mir ein, wie wir das Lied damals im Ruhrgebiet, wo ich zur Schule gegangen bin, mit Gusto bzw. Schmackes gesungen haben: »Mit einer hölzernen Wuazel, Wuazel, Wuazel, Wuazel, mit einer hölzernen Wuazel.« Das erinnerte mich irgendwie daran, dass es beim Übersetzen (und Lektorieren) auch um Wohlklang geht.

Und die Strophe schließt mit etwas, was mir als Kind sehr gefallen hat, weil ich es so wenig kapiert habe wie das mit der Wurzel als Schiff: »Kein Ruder war nicht dran.« War es nun nicht dran oder nicht nicht dran? Das beschäftigte meine kindliche Vorstellung.

Und wo bei diesem Übersetzen übern See bin ich als Lektor? Das Ruder jedenfalls bin ich nicht; und auch nicht

derjenige, der am Ruder sitzt. Das wäre eine Verkenning der Lage. Aber vielleicht der »Rudergast«? Das Wort aus der Seemannssprache hat es mir jedenfalls angetan. Für eine Weile dabei sein und mit Hand anlegen, damit das andere Ufer sicher erreicht wird – eine freundliche Vorstellung.

Als vor einigen Wochen der Überraschungsanruf von Hinrich Schmidt-Henkel kam, habe ich am Telefon, meiner Erinnerung nach, gesagt: »Schöne Ehrung, schönes Wort, Barke!« Und sogleich tauchten Zweifel auf. Nicht so sehr, ob diese schöne Ehrung auch verdient sei – so etwas steckt man ja eher mit links ein – sondern, ob das schöne Wort »Barke« nicht ein zu schönes Wort ist. Will sagen: eines, das man in Übersetzungen als zu edel, zu fein nicht ungestraft benutzen kann.

Gemeinsam im großen Meer der Wörter rudern

Zweifel, ob ein deutsches Wort zu schön ist – man muss wohl sagen: Zweifel, von denen die übrige Menschheit nicht geschüttelt wird –, können einen beim Übersetzen und Lektorieren befallen. Sie gehören, meine ich, zu unserer Grundausstattung. Sie hören die freche Parallelsetzung von Übersetzen und Lektorieren. Ich mein's ja nur so: Wir sitzen zwar nicht in derselben Barke, aber wir rudern im selben großen Meer der Wörter.

Mein letzter Lektoratsakt kurz vor dem Anruf von Hinrich Schmidt-Henkel betraf drolligerweise Schiffsbezeichnungen. In einem dicken und dramatischen argentinischen Roman, der in Lissabon und seinem Hafen spielt, gab es lauter spanische und portugiesische Bezeichnungen für Wasserfahrzeuge, die bunt durcheinandertrieben – ich meine die Wörter. Der ingeniose Übersetzer Thomas Brovot konnte sich bei einer Bezeichnung aus Gewissenhaftigkeit nicht recht entscheiden, welches Wort im Deutschen zu setzen sei. Da sagte ich mit eigentümlicher Bestimmtheit: »Barkasse«. Wieso? Als ich mich hinterher fragte, wieso ich das so entschieden gesagt hatte, fiel mir ein, dass ein seltenes, aber wiederholtes Glück meiner frühen Hamburger Kindheit darin bestand, eine Hafenrundfahrt machen zu dürfen. Und das Passagierbeförderungsleichtfahrzeug, mit dem wir zwischen den riesigen Schiffskörpern hin und her fuhren, hatte die geheimnisvoll interessante Bezeichnung: Barkasse.

Übersetzen geht auf Kindheitsglück zurück

Ich glaube, literarische Übersetzer und uns Lektoren verbindet, dass uns Wörter, Worte seit der Kindheit etwas bedeuten. Und dass man Wörter und Worte setzen kann – und dass sie dann etwas bedeuten, das gehört zu dem Glück des Übersetzens, an dem man als Lektor ein wenig teilhaben kann.

Auch bin ich überzeugt, dass alle Stimmigkeit literarischer Übersetzungen mit etwas zu tun hat, was tief in die Kindheit reicht; in uns steckt die Verwunderung darüber, was Wörter tun, was sie an Vorstellungen hervorrufen. Nur deshalb erwähnte ich meine Kindheitsreminiszenz mit der Barkasse, die scharf an der Barke vorbeischrämmt.

Ein nicht so schönes Wort, das ich auch erst kürzlich kennengelernt habe, lautet »Leistungszeitraum«. In ihren Rechnungen sollen die Übersetzer finanzamtshalber den Leistungszeitraum ihrer jeweiligen Tätigkeit benennen. Ich könnte mir vorstellen, dass so mancher in Versuchung wäre, in die Rubrik hineinzuschreiben: »nachts«; oder auch: »seit der Pubertät«. Gilt aber nicht.

Mein persönlicher hauptamtlicher Leistungszeitraum jedenfalls neigt sich allmählich seinem Ende zu. Was will ich, was könnte ich an jüngere Lektoren und Verlagsmenschen weitergeben?

Von der Barke mit der gläsernen Fracht

Da will ich aus einem Lied zitieren, an das mich eine mir liebe Übersetzerin erinnert hat und das einen ähnlich betörend surrealistischen Ton hat wie das Lied von der hölzernen Wurzel:

Da war ein Traum
 Der so alt ist wie die Welt
 Und wer ihn träumt
 Hört ihm zu, wenn er erzählt
 Der Junge mit der Mundharmonika
 Singt von dem was einst geschah
 In silbernen Träumen
 Von der Barke mit der gläsernen Fracht
 Die in Sternklarheit Nacht
 Deiner Einsamkeit entflieht
 Du hörst sein Lied
 Und ein Engel steht im Raum
 Dann weißt du nicht
 Ist es Wahrheit oder Traum?

Im Ernst: Wenn ich, geehrt mit der Übersetzerbarke, etwas weitergeben dürfte – selbst also so etwas wie ein Fährmann wäre –, dann wäre es die Erfahrung und Erkenntnis, dass eine literarische Übersetzung eine gläserne Fracht ist: Wie leicht kann man da etwas zerdeppern! Dass ich von den Übersetzern allerfeinste Glasbläserarbeit erwarte – blödes Bild! –, wissen Sie, liebe Freunde hier, ohnehin. Wenn man sich dies aber auch auf Verlagsseite zu eigen macht, dann ist schon einiges gewonnen.

[Stotternd hinzugefügt: Spezialfrachtgut, wie es eine gläserne Fracht zweifellos ist, dürfte und sollte mit gehobenen Gebühren bedacht werden.] Ich danke dem VdÜ für die Ehrung.

Esther Kinsky

PAUL-CELAN-PREIS AN ROSEMARIE TIETZE

Frankfurt am Main, 7. Oktober 2010

Vor vielen Jahren erschien in dieser Zeitschrift ein Beitrag, in dem der Satz stand: Übersetzen ist Leben. Dieser Satz wird sicher manchem angehenden und fortgeschrittenen literarischen Übersetzer haften geblieben sein. Übersetzen als Leben im Sinne von Bewegung, Wandel, Transformation, das war und ist ein Satz, an dem man sich angesichts mancher beruflicher Widrigkeiten festhalten kann. Dieser Satz stammt, wie Sie sich sicher denken können, von Rosemarie Tietze, die damals, 1991, in ihrem klugen und beredten Plädoyer für den sicht- und hörbaren Übersetzer nicht nur eine bis heute bedeutende Poetik des Übersetzens skizzierte, sondern auch mit der nachdrücklichen Forderung nach mehr Beachtung und Achtung für diese Mitwirkenden an der Literatur wesentlich zu einem Wandel in der Wahrnehmung der Übersetzerrolle beitrug.

»Übersetzer sind Mimen« – vom Theater nach Russland

Rosemarie Tietze war zu dieser Zeit bereits ein Name, der eng mit der Präsentation russischer Literatur und Kultur verbunden war. 1990 hatte sie den Stuttgarter Literaturpreis bekommen, hatte seit Jahren bereits in Radiosendungen und Zeitschriftenbeiträgen dem deutschsprachigen Publikum zahlreiche Themen von Tolstoi bis zum zeitgenössischen russischen Theater nähergebracht. 1944 in Oberkirch im Schwarzwald geboren, sozusagen in Sichtweite fremdsprachiger Kultur des nahegelegenen Frankreich, erfuhr sie Russland bereits in früher Kindheit als eine präsente wiewohl ganz unbekannte Größe – es war der Ort, wo der nie erlebte Vater »geblieben« war, ein freundlich-selbstbestimmendes Wort für vermisst-verschollen-gefallen, und unwillkürlich fragt man sich angesichts von Rosemarie Tietzes Werdegang, ob die Geschichte vom in der östlichen Ferne gebliebenen Vater nicht auch ein Faktor in ihren Neigungen und Entscheidungen gewesen sein mag.

Nach mehreren Semestern Theaterwissenschaft in Köln und dann in Wien, wo osteuropäische Kultur ungleich präsenter und wahrnehmbarer war als im Westdeutschland des Kalten Krieges, besuchte Rosemarie Tietze zum ersten Mal – damals

im Kontext ihrer Theaterleidenschaft – Russland. Danach wurde Slawistik ihr Nebenfach, ein Forschungsjahr in Moskau folgte Anfang der siebziger Jahre und gab ihr Gelegenheit, dort mit einer neuen Welt des Theaters und der Literatur Bekanntschaft zu schließen. Aus den Begegnungen und Erfahrungen dieses Jahres entstand der Wunsch, in erster Linie Vermittlerin russischer Kultur zu werden und zu übersetzen. Im Anschluss an ihr Moskauer Jahr wechselte sie zu Slawistikstudium und Dolmetscherausbildung in München, ein Schritt, der nicht so weit vom Theater wegführt, wie manche meinen mögen – »auch Übersetzer sind Mimen«, heißt es in ihrem Plädoyer – »sie spielen in der eigenen Sprache nach, was in einer anderen gestaltet wurde«.

Auf das Studium folgten erste Übersetzungen und Radiobeiträge, Jahre der praktischen Spracherfahrung beim Dolmetschen und bei Reisen in der Sowjetunion. Der Weg zur etablierten literarischen Übersetzerin russischer Literatur war, wie Rosemarie Tietze es beschreibt, in den siebziger und achtziger



Rosemarie Tietze Foto © Traudl Ridder

Jahren nicht leicht. Zeitgenössische Texte waren unweigerlich mit politisch-ideologischen Vor- oder Fragezeichen versehen, erwünscht waren allenfalls Klassiker oder Dissidenten. Das Interesse der Verlage an dem, was außerhalb davon lag – also dem Großteil des aktiven künstlerischen Lebens in der Sowjetunion –, war gering. Es war eine natürliche Folge ihrer Überzeugung von der »Sicht«, die der Übersetzer von einem Werk haben muss, dass sie sich auf die Texte beschränkte, mit denen sie sich identifizieren konnte und neben der Sprachpraxis als Dolmetscherin ihr Engagement für die russische Literatur und Kultur auch in Essays und Radiosendungen zum Ausdruck brachte. Rosemarie Tietze kommt es immer auf das Verstehen an, bei Übersetzer wie Leser, und dazu ist es unerlässlich, wie sie schrieb, dass der Übersetzer »weiß, warum er diesen Text übersetzt und warum er ihn so übersetzt«.

Andrej Bitovs deutsche Stimme

Nach Theaterstücken, Klassikerübersetzungen und Beiträgen in Anthologien trat sie 1990 mit einer ersten Übersetzung von Andrej Bitov an die Öffentlichkeit, dem Autor, dessen Werk schon in den siebziger Jahren ihre Entscheidung für die russische Literatur wesentlich mitgeprägt hatte und als dessen deutsche Stimme sie sich in den folgenden Jahrzehnten etablieren sollte. Angefangen von den *Armenischen Lektionen* bis hin zu dem mit dem Brücke Berlin-Preis ausgezeichneten *Puschkinhaus* hat Rosemarie Tietze Übersetzungen der Texte Bitovs vorgelegt, die von einer ebenso akribischen wie einfühlsamen Auseinandersetzung mit dem Werk eines Dichters zeugen, dessen Schreiben stets um die ungelöste Frage nach der existentiellen Wahrheit und Gültigkeit des Worts kreist.

Nicht umsonst waren es Bitovs *Armenische Lektionen*, die in den siebziger Jahren so prägend für ihr Verhältnis zur russischen Sprache und Kultur wurden, thematisiert der Autor doch darin, wie er sich die fremde, unergründliche armenische Sprache zu erschließen sucht, um dem Wesen der eigenen näherzukommen. Diese Bewegung vollzieht auch die Übersetzerin in ihrer stetig tieferschürfenden Ergründung des Russischen, das ihr Türen zu Ausdrucksmöglichkeiten des Deutschen öffnet, die erst auf dem Umweg über die fremde Sprache sichtbar werden. Jede ihrer Übersetzungen zeugt von der lebendigen und transformativen Kraft, die aus der Begegnung von zwei Sprachen erwächst.

Auf Umwegen zu Tolstois *Anna Karenina*

Ihr Weg zu Tolstoi war weniger direkt als zu Bitov. Zwar fand die erste eingehendere Beschäftigung mit dem Autor schon 1978 ihren Niederschlag in einer Radiosendung anlässlich des 150. Geburtstag Tolstois, doch zwischen dieser Sendung und *Anna Karenina* lag zunächst einmal die Mitwirkung bei der Übersetzung der Tagebücher von Tolstois Frau Zofia Andrejewna. Durch die Augen der nicht sehr glücklichen Ehefrau, mit der sie sich gemäß übersetzerischer Berufsehre identifiziert, lernt sie einen anderen Aspekt des Autors kennen und sieht den Despoten und Tyrannen, dessen Werke um den Preis von Unglück und Zerrüttung in seinem persönlichen Umfeld erkaufte sind. Doch zwanzig Jahre später kehrt sie zu Tolstoi zurück und schreibt in einem kleinen Essay zu ihrer Arbeit an der Übersetzung von *Anna Karenina*: »Heute besteht mein Tolstoi aus Wörtern. Aus Sätzen. Aus dem Stoff, den Lew Nikolajewitsch aus russischen Wörtern und Sätzen gewebt hat.« Mit der für sie so typischen Leidenschaft erklärt sie sich dem Wort im Werk verpflichtet, dem Stoff aus Sprache, dem »Gewebe«, das, wie sie sagt »mit deutschen Kett- und Schussfäden nachzubilden« ist. Hier geht es nicht um das Was sondern das Wie, es geht um den Text als Textur, die aus dem ursprünglichen Übersetzungsakt des Autors von der Vorstellung zum Wort entstanden ist.

Diese Konzentration auf den literarischen Stoff als »Gewebe« ist vor allem dann unerlässlich, wenn es sich wie bei *Anna Karenina* um eine Neuübersetzung handelt. Was sich im Laufe der Jahrzehnte wandelt, ist der Umgang mit Sprache, ist das Bewusstsein von Sprache, ist das Licht, in dem dieses Sprachgewebe erscheint, so dass immer wieder andere Muster, Tönungen und Strukturen hervortreten. Für den Übersetzer ist es eine ganz besondere Aufgabe, einen solchen Wandel, der sich in der Originalsprache ganz natürlich bei der Lektüre selbst vollzieht, in der eigenen Version festzuschreiben.

Einfach ist diese Aufgabe nicht. Rosemarie Tietze hat sowohl im Nachwort zu *Anna Karenina* als auch in etlichen Interviews und Werkstattberichten von ihrem Zaudern angesichts dieses Übersetzungsprojekts erzählt, von dem Gewicht, mit dem ihr zwanzig übersetzende Vorgänger anfangs auf der Seele lasteten, von Vor- und Nachteilen des Rechtfertigungsdrucks, dem sie sich als einundzwanzigste Übersetzerin ausgesetzt sah. Doch jedes Werk, erst recht ein Klassiker, der zum so genannten kollektiven Bildungsgut gehört, unterliegt der Deutung. Ganz abgesehen davon, dass die heute ausgezeichnete Übersetzung für sich spricht und alle Zweifel zerstreut, sei an dieser Stelle auch noch einmal auf ihr Poetik-Plädoyer verwiesen: »Jede Zeit liest ihren Shakespeare anders«, schreibt Rosemarie Tietze, »darum hat auch jede Zeit das Recht, die ihr eigene Spannung zwischen sich und dem Werk in immer neuen Übersetzungen auszudrücken. Nur die Verwandlung, die immer neue Deutung schafft Kultur.«

Eigenheiten im Gewebe mutig wiedergeben

Das trifft auf *Anna Karenina* genauso zu, ein Roman, der sich nicht nur mit unverändert gültigen Grundfragen menschlicher Beziehungen auseinandersetzt, sondern das auch mit sprachlichen Mitteln tut, deren Vielschichtigkeit den Übersetzer vor

viele Herausforderungen stellt. Die letzte vollständige Übersetzung der *Anna Karenina* erschien vor rund fünfzig Jahren, zu einer Zeit, als man in Tolstoi in erster Linie den episch-breiten Erzähler, den Moralisten und Sittenmaler seiner Zeit sah. Erst in dieser neuen Übersetzung nun erkennen wir Muster und Eigenheiten im Gewebe seiner Sprache, die in früheren Übersetzungen geflissentlich ausgebürstet und -gebügelt wurden: die bewusst eingesetzten vielen Wiederholungen, die einen ganz eigenen, wechselnden Rhythmus schaffen, die unzähligen Register in der Dynamik des Textes, die auf Geschehen und Konsellationen in den einzelnen Kapiteln zugeschnitten sind, die oft so unpolierten Dialoge. Das alles öffnet dem Leser eine neue Dimension in der Lektüre Tolstois, es zeigt ihn als den Autor, der in der Handhabung der Sprache als Ausdrucksmittel seiner Zeit weit voraus ist und schon auf die Moderne weist.

Rosemarie Tietze gelingt es, durch die subtile Verarbeitung dieser Idiosynkrasien die erzählerische Kraft des Romans zu intensivieren und das dramatische Element in der Prosa Tolstois mit ihrer geradezu filmischen Dichte viel stärker hervortreten zu lassen. Das Gewicht verlagert sich von der epischen Breite zur hochdifferenzierten Vielschichtigkeit. Zu einer so neuen Präsentation eines Klassikers gehört neben dem unfehlbar sicheren Umgang mit allen Ebenen der Sprache, neben unermüdlicher Bereitschaft, Unklarheiten zu recherchieren, neben dem Vermögen, sich unvoreingenommen auf den Autor einzulassen, auch Mut – derselbe Mut, den Rosemarie Tietze beim Übertragen von Bitovs sprachlichen und stilistischen Waghalsigkeiten gezeigt hat, der Mut zur Unterwanderung der Konvention und zur Beantwortung der notwendigerweise gestellten Fragen der Leser.

Rosemarie Tietze hat uns mit ihren Übersetzungen Werke eröffnet, die ganz wesentlich zu Verständnis und Zugänglichkeit russischer künstlerischer Auseinandersetzung mit der Welt beitragen, und sie hat damit Denken und Sprache bereichert. Darüber hinaus hat sie immer wieder – explizit und implizit – die Augen dafür geöffnet, in welchem Maße der Akt des Übersetzens dem Grundrhythmus künstlerischen Schaffens entspricht: Erkennen, Umsetzung, Umwandlung, Bewegung – und damit Leben. Dafür gebührt ihr Dank.

Julia Schoch

ANDRÉ-GIDE-PREIS 2010 AN JULIA SCHOCH

Paris, 19. Oktober 2010

Von allen Methoden, die Qualität eines literarischen Werkes zu beurteilen, war mir immer eine am liebsten, die man die vitalistische nennen könnte: Man schlägt ein Buch auf, beginnt zu lesen und sofort kommen Körper und Geist in einen Aufruhr. Irgendetwas stimmt nicht. Dem Buch fehlt zum Beispiel der rechte, angemessene Abstand zur Welt, die Ausgeglichenheit, es fehlt ihm die Einleitung, eine Geschichte, ein vernünftiges Ende, kurz, man sieht sich einem Wagnis gegenüber. Spürt beim Lesen, dass der, der da erzählt und spricht, sich nicht in Sicherheit gewöhnt hat. Dass es für seine Erfahrungen so gut wie keine Tradition in der Literatur gab, kein Modell, dass er all das erst erfinden musste. Und genau wie dem Autor unter dieser Herausforderung einst beim Schreiben das Herz heftig gepocht haben muss, pocht es nun in den Schläfen des Lesers.

Vitalität und Dringlichkeit

So ist es mir mit den Büchern von Georges Hyvernaud ergangen. Zuerst mit seinem Roman *Le wagon à vaches* (*Der Viehwaggon*), und dann auch mit *La peau et les os*, dem dieser Preis gilt. Als ich sie entdeckte, war ich mit einer Gruppe Übersetzer im Rahmen des Georges-Arthur-Goldschmidt-Programms in Paris unterwegs. Wir besuchten Verlage, informierten uns über Neuerscheinungen und zogen täglich mit

Stapeln von Büchern wieder ab. Es war ziemlich anstrengend, und meine Auffassungskraft ließ nach ein, zwei Wochen erheblich nach. Schließlich wurde ich krank und blieb im Bett, wo ich anfang, die Unmengen mitgebrachter Bücher durcharbeiten. Was hieß: Ich schlug ein Buch nach dem anderen auf und wandte mein Lieblingskriterium der Buchbewertung an. Irgendwann kamen Hyvernauds Romane dran. Sofort war ich aufgereutelt, aufgefordert, beinahe schon wieder gesund. Und fragte mich: Ja, Himmel, warum ist denn das noch nicht übersetzt?

Dieser Enthusiasmus mag seltsam erscheinen bei einem Buch wie *Haut und Knochen*, wie es nun auf Deutsch heißt. Georges Hyvernaud erzählt darin ja auf jeder Seite von einem Leben in Gefangenschaft, von Leid und Erniedrigung, von Verfall und Zerrüttung. Aber mit welcher Vitalität und Dringlichkeit! Als gälte es, noch einmal sämtliche Lebensenergien zu sammeln, um in einem



Julia Schoch
Foto © Frédéric Brunet/Ambassade d'Allemagne

Gedankensturm die großen Fragen der Menschheit abzuhandeln.

Ein Mann kommt nach fünf Jahren aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause. Er trifft auf die alte Welt: Verwandte, seine Ehefrau, ehemalige Freunde – sie haben eine Flasche Wein für ihn bereitgestellt, eine Torte gebacken. Man plaudert, lacht, bitet um Geschichten. Was er denn so erlebt, wie er sich so durchgeschlagen habe,

kommt die Frage aus der Runde. Naiv, putzig und ignorant. Der Mann antwortet brav, die eigentlichen Erinnerungen aber wird er aufschreiben. Im Grunde folgt das Buch einer einzigen Frage: Wie lässt sich nach den Erfahrungen im Krieg, im Lager, weiterleben in ihrer Welt? Aber vor allem: Wie lässt sich darüber schreiben?

Während der Ich-Erzähler in *Haut und Knochen* äußerlich wieder an die Unschuld der Vorkriegszeit anknüpft, rückt er in Wahrheit von allem ab. In Wahrheit das heißt: in seinem Innern, wo mit Furor eine Stimme zu sprechen beginnt. Eine Stimme, die fortan alles, was der Mann jetzt, im Frieden, sieht und hört, aufs Unerbittlichste mit dem abgleicht, was er im Krieg erlebt hat. Hinter der zivilen Schutzhülle eines jeden Menschen ist ein Sumpf, in dem Kultur und Zivilisation längst versunken sind. Dabei schiebt sich die Vergangenheit jedes Mal blitzartig vor die alltäglichen Erlebnisse. Der Text, der so entsteht ist ein dichtes Geflecht von Szenen und Bildern aus der Gefangenschaft, von Vorfällen, Begegnungen auf der Straße, Kommentaren. Die Freizeit – so nennt Hyvernaud es – der Gefangenen. Das Absitzen des Krieges, das Warten. Die Latrinen. Die Toten im Russen-Lager nebenan. Die Macken der Mitgefangenen, der Wahnsinn, der menschliche Verfall um ihn herum. Doch man darf sich nicht täuschen lassen: Hyvernauds Bücher sind keine Zeitzeugenberichte, sie sind keine Erinnerungsliteratur. Die Erinnerung, bei Hyvernaud, ist da, um die Gegenwart zu beschreiben, nicht umgekehrt. Denn da ist vor allem die Wiederbegegnung mit all diesen Gespenstern in den Pariser Straßen, als der Krieg vorbei ist ...

Das Destillat von Erlebtem

Schnell stand für mich fest, dass *Haut und Knochen* kein historisches Relikt ist, nicht einfach bloß ein sechzig Jahre alter Archiv-Fund, der da vom französischen Verlag Le Dilettante gehoben worden war.

Wir wissen heute so viel. Wir leben in einer Ära der Zeitzeugen, die unaufhörlich Vergangenes schildern und erzählen. Derlei Berichterstattung hätte ich nicht mehr gebraucht. Auch Hyvernaud scheint gewusst zu haben, dass es nicht um Information oder Aufklärung und auch nicht um realistische Abbildung geht, wie in so vielen anderen Büchern der damaligen Zeit, die dieses Thema behandeln. Er hat gewusst oder gespürt, dass das Aktuelle, der bloße Erfahrungsbericht, das Vergängliche an Büchern ist. Dass Literatur aus etwas anderem bestehen muss, wenn sie ihre Wirkung behalten will. Ich zögere, dieses andere »den Rest« zu nennen. Es ist im Gegenteil das Destillat, das Destillat von Erlebtem, und vor allem von Bildern. Diese Bilder sind nicht der Wirklichkeit abgeschrieben, sondern so wiedergegeben, wie sie sich der menschlichen Seele eingepägt haben. Vielleicht erträgt das nicht jeder.

Als Hyvernauds Buch 1949 erschien, muss es wie ein Ruhe-störer gewirkt haben. Es ist klar, dass man von Ausweglosigkeit, wie er sie schildert, in der Nachkriegsgesellschaft kaum etwas wissen wollte. Dem Befreiungs- und Widerstandsmythos der Franzosen stand es mit Sicherheit im Weg. Jedenfalls leugnet es auf jeder Seite einen geschichtlichen Nullpunkt, die Möglichkeit zu einem unschuldigen Neuanfang. Hyvernaud schien ganz offenbar keine Prothesen fürs Weiterleben zu benötigen. Außer vielleicht der, dass Trost im Ausdruck, in der Form eines Kunstwerks zu finden ist.

Beim Übersetzen regiert Freundlichkeit, es entspannt

Ich bin auch Autorin, vielleicht hat das Übersetzen deshalb für mich etwas Entspannendes. Im Gegensatz zum Schreiben ist der Text beim Übersetzen immer schon da – das ist erhol-sam. Während beim Schreiben nicht selten Verbissenheit und Zweifel und Wankelmut herrschen, regiert beim Übersetzen Freundlichkeit. Übersetzen ist ein längerer Aufenthalt auf einem Bahnhof, ein Innehalten, bei dem man in einen intensiven Kontakt mit Menschen, manchmal mit Freunden kommt, bevor man weiterfährt und sich wieder aus den Augen verliert.

Besonders schön ist es, wenn man durch das Übersetzen nicht nur irgendein Buch an die Leserschaft übergibt, sondern ein ganzes Werk wiederentdecken darf, einen Autor, wie das der Fall mit Georges Hyvernaud und mir war. Da kann man dann spüren, was es heißt: eine Pioniertat zu vollbringen, auf unentdecktem Terrain der Erste zu sein. Es war im Übrigen keine Schwierigkeit, den Suhrkamp Verlag an dieser Pioniertat zu beteiligen, ihm also verständlich zu machen, dass Georges Hyvernauds Romane in eine Reihe für Klassiker gehören, in die Bibliothek Suhrkamp, in der Bücher dem Saisongeschäft gut trotzten können.

Die Dostojewski-Übersetzerin Swetlana Geier hat einmal gesagt, es sei ein Zeichen von Qualität, wenn der Text sich bewegt, wenn er beweglich bleibt, wenn man beim wiederholten Lesen jedes Mal etwas Neues sieht, wenn der Text also eine Art Mobile ist. Auch mir ist *Haut und Knochen* bei jedem Wiederlesen immer noch interessanter geworden. Ich hoffe, dass diese Erfahrung viele Leser mit mir teilen werden. Ich bedanke mich bei der DVA-Stiftung und der Jury sehr für diesen Preis. Er hilft mir weiterzuarbeiten. Und Georges Hyvernaud, dem winke ich von hier aus durch die Zeiten zu.

VERANSTALTUNGEN

Renate Birkenhauer

JULI ZEH DISKUTIERT MIT SIEBEN IHRER ÜBERSETZER

5. Straelener Atriumsgespräch, 31. August – 2. September 2010

Übersetzt man *Corpus Delicti. Ein Prozess* als ein deutsches Buch? Solche Grundsatzfragen müssten Übersetzerinnen und Übersetzer von Juli Zehs Roman üblicherweise im eigenen stillen Kämmerlein wälzen. Aber jetzt saßen sie mit der Autorin – eingeladen von der Kunststiftung NRW und dem Europäischen Übersetzer-Kollegium – zusammen um den großen Bibliothekstisch ebendortselbst, und Florian Höllerer, als geübter Moderator, richtete diese Frage an die ganze Runde.

Corpus Delicti ist ein aktuelles und höchst politisches Buch, das zwar »erst« ums Jahr 2050 und in einer Gesellschaft spielt, die sich einer Diktatur der Gesundheit unterworfen hat. Aber der Leser spürt: Diese Zukunft hat schon längst begonnen. Ähnliches sollen auch die Leser in anderen Ländern spüren. Die



v.r.n.l.: Marcelo Backes (Brasilien), Christine Bredenkaamp (Schweden), Sevinç Altınçekiç (Türkei), Hilde Keteleer (Belgien), Sława Lisiecka (Polen), Juli Zeh, Florian Höllerer, Wei Tang (Taiwan), Sally-Ann Spencer (Neuseeland), dazu der damalige Translator-in-Residence Oleksa Lohvyenko (Ukraine) Foto © EÜK Straelen

Übersetzer mögen – so der Wunsch von Juli Zeh – die Handlung nicht in einer abstrakten Zukunft ansiedeln, sondern sie jeweils mit ihren eigenen sprachlichen Signalen vorsichtig an die politische Gegenwart ihrer Gesellschaft knüpfen; selbst vielleicht zu Ungunsten der Werktreue.

Zum Beispiel nennt sich eine Terrorgruppe »R.A.K.«: Der Autorin ist im Zweifelsfall ein gelungenes Akronym für »Recht auf Krankheit« wichtiger als der gleichzeitige Anklang an die deutsche Rote-Armee-Fraktion. Hauptsache, es signalisiert eine terroristische Vereinigung.

O-Töne erzeugen und mit Kreativität Begriffe prägen

In diesem Buch ist Werktreue kein absolutes Credo. Die Autorin selbst macht sprachliche Anleihen bei Grundsatzdokumenten der WHO, beim damaligen Innenminister Schäuble, bei eigenen Büchern und bei ihrer Parallelektüre, dem *Zauberberg*, ohne diese als Zitate zu kennzeichnen. Ihr ist es wichtig, auf diese Weise den jeweiligen O-Ton zu treffen und die Verortung einzelner Gedankengänge in bestimmten geistigen Milieus mit Hilfe der Sprache deutlich zu machen. Und genau dies sollte auch den Übersetzern – bezogen auf ihre Sprachen – gelingen. Gut, dass Juli Zeh mit am Tisch sitzt und auf versteckte Zitate hinweisen kann.

Im Übrigen hilft hier Google. Man braucht nur so eine verächtlich offiziell oder ideologisch klingende Formulierung wie »Gesundheit ist ein Zustand ... (des vollkommenen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens ...)« als Suchbegriff einzugeben, schon landet man auf einschlägigen Seiten und findet Links zu diesen Dokumenten und ihren offiziellen Übersetzungen. Aus ihrem Wortschatz kann man schöpfen, um den O-Ton solcher Verlautbarungen zu erzeugen.

Wie gut, dass die Autorin mit am Tisch sitzt

Knifflig wird es bei der juristischen Terminologie, die auf andere Rechtssysteme nicht immer übertragbar ist. Wiederum plädiert Juli Zeh für übersetzerische Kreativität: Lieber einen ganz neuen Begriff prägen und ihn präzise beschreiben, als eine nicht passende juristische Formulierung aus der eigenen Sprache verwenden, die zu Missverständnissen führt; denn auf den genauen Bedeutungsumfang von »Härtefall«, »Ordnungswidrigkeit« oder »Verwarnung« kommt es hier eben an.

Erst recht, wenn es darum geht, die geistige Herkunft von »Sympathisant« aus dem Polizei-Wortschatz der 68er-Jahre anzudeuten und bei der Vokabel »Kernzellen« auf ihre Herkunft aus dem semantischen Feld der Schädlingsmetaphern hinzuweisen: Der Terrorist als Virus, als Parasit etc. Diese Konnotation sollte in der Übersetzung möglichst erhalten bleiben.

»Gefährder« dagegen ist ein neues Wort und stammt aus dem Anti-Terror-Kampf nach dem 11. September; ein Begriff der Geheimdienste und gerade kein Rechtsbegriff. »Gefährder« kommen auf die Listen der internationalen Geheimdienste und damit auf eine ganz andere, nicht-öffentliche Schiene; noch ohne einen justiziablen Verdacht. Der englische Ausdruck »enemy combattant« ist hier tatsächlich deckungsgleich; in andere Sprachen eventuell mit »Risiko-« zu übersetzen. Die gesuchte Übersetzung sollte jedenfalls diesen Aspekt der Rechtslosigkeit enthalten.

Für die Romanhandlung, die wie ein Prozess abläuft, beruhen gerade auf diesen Begriffen die Strategien der verschiedenen Plädoyers. Ein Prozess ist hier übrigens nicht als Untertitel, sondern als Gattungsbezeichnung anstelle von »Roman« gemeint und sollte auch in Ländern, die keine Gattungsbezeichnung auf den Buchdeckel drucken, dort zu lesen stehen und nicht erst auf der Titelseite. Na, gut dass die Autorin und Juristin mit am Tisch sitzt!

Steph Morris

ÜBERSETZERWERKSTATT ENGLISCH UND DEUTSCH IN IRLAND

20. – 26. September 2010 im Tyrone Guthrie Centre

Die Ausgangssituation: 14 ÜbersetzerInnen begegnen sich in einem abgelegenen Haus auf dem Land; Vertreter zweier Sprachrichtungen werden an einen Tisch gebracht. Das Ergebnis: etwas Besseres als das Muret-Sanders-Großwörterbuch, ein Dialog zwischen den Sprachen und eine Auseinandersetzung mit der Sprache, der deutschen wie der englischen.

Jede Geschichte hat einen Anfang, und diese auch einen Prolog. Das Haus ist der ehemalige Wohnort des Theaterregisseurs Tyrone Guthrie; das Land ist Irland – eine Umgebung, die Geschichte atmet und Geschichten inspiriert. Fast ein Jahr im Voraus ist Karen Nölle dorthin gereist. Nach vergeblichen Versuchen, das Zentrum per E-Mail als Seminarort zu buchen, stieg sie in ein Flugzeug, nahm einen Bus, schließlich ein Taxi und hatte dann innerhalb einer Stunde alles geregelt – dazu noch zu einem kulanten Preis. 1:0 für persönliche anstelle von elektronischer Kommunikation. Das Goethe-Institut Dublin, der Deutsche Übersetzerfonds und der Ireland Literature Exchange haben unsere Arbeit dort gefördert. Herzlichen Dank!

Gelungene Werkstatt mit ungewisser Zukunft

Halb englischsprachig, halb deutschsprachig war die Gruppe trotz ihrer Symmetrie stets mehr als ein binäres Zahlenspiel. Vielmehr gab es eine harmonische Gruppendynamik und selbstbestimmten Austausch. Direkt beziehungsweise indirekt verantwortlich dafür waren unsere zwei »Köpfe« Karen Nölle und Shelley Frisch, die vorab viel Arbeit geleistet hatten damit alles reibungslos ablief, und sich bei den Sitzungen im Hintergrund hielten. Ihr erklärtes Ziel war es, nicht schulisch einzugreifen, sondern Erkenntnisbildung zu ermöglichen: Statt einen pädagogischen Punkt nach dem anderen abzuhaken, folgten wir dem Fluss der Fragen, die die Texte tatsächlich aufwarfen. Tja, *alliteration rocks!* habe ich zwischendurch fröhlich bestätigen können.

Jede Textbesprechung wurde von einer/m anderen Teilnehmer/in moderiert, eine Struktur, die sehr gut funktioniert hat. Dadurch waren die Workshops sehr zielgerichtet, und es wurden klare Prioritäten gesetzt. Da jede Diskussion zu zweit vor- und nachbereitet wurde, sind alle Texte nochmals intensiv unter vier Augen besprochen worden. Man konnte einen Text (bzw. eine/n Kollegen/in!), mit dem man sich mehr identifizierte oder den man besonders spannend, schön oder gesprächsbedürftig fand, zum Moderieren auswählen. Die scheinbare Zweisprachigkeit – auf der einen Seite Deutsch, auf der anderen Englisch – wurde natürlich auch gleich problematisiert, da es weder ein einheitliches Deutsch noch Englisch zu geben schien. Unter den Angelsachsen waren drei AmerikanerInnen, ein Schotte und eine Irin – als einziger englischer Englischsprachiger *moi*. Bei den englischen Texten gab es gar nichts Englisch (das ist keine Beschwerde!), und während alle Germanen aus Deutschland stammten (wenn auch nicht unbedingt dort wohnten), gab es Textbeispiele aus allen deutschsprachigen Ländern sowie von Zugezogenen. Einige von uns hatten auch mit Erstlingen zu kämpfen, die nicht unbedingt stilsicher oder »korrekt« geschrieben waren. Beide Problematiken waren bei unserem Übersetzerausflug ein wichtiges Thema.

Für den Fall, dass die Bearbeitung von zwölf Texten innerhalb einer Woche uns unzureichende Beschäftigung bieten würde, waren wir am Donnerstag ins Goethe-Institut Dublin eingeladen, um eine Lesung der Autorin Judith Zander zu hören und mit ihr eine zusätzliche kleine Werkstatt zu machen. Ihr Debütroman *Dinge, die wir heute sagten* stand zu dieser Zeit auf der Kurzliste des Deutschen Buchpreises und war bereits mit dem 3sat-Preis ausgezeichnet worden, wurde allerdings von der Kritik mit gemischten Rezensionen bedacht. Die Geschichte wird von einer Vielzahl von Charakteren erzählt, die von blumigem Hochdeutsch über Dialekt und Umgangssprache bis Platt in allerlei unterschiedlichen Färbungen reden. In Kleingruppen haben wir entsprechende englische Stimmen für die diversen Figuren gesucht. Donal McLaughlin aus Glasgow setzte einen plattdeutschen Dialog in schottischen Dialekt um und durfte das Ergebnis bei der Lesung dem Publikum vorstellen.

Der Leiter des Goethe-Instituts Dublin Rolf Stehle war äußerst gastfreundlich und zeigte Interesse an der Arbeit der Übersetzer, wie man es selten erlebt, indem er auch während der Werkstatt blieb und zuhörte. Er nannte unseren Besuch einen wichtigen Termin im Jahr 2010. Wichtig für viele war auch, dass wir als Übersetzer in der Öffentlichkeit aufgetreten sind.

Sinn und Zweck des Ganzen war es aber, unter uns und in Ruhe an den Texten zu feilen. Die Zeit für die ursprünglich geplante Textarbeit war knapp, doch durch gute Leitung und Disziplin haben wir es geschafft. Der Tag in Dublin war eine willkommene Abwechslung, und wir haben viel neue Energie daraus gezogen. Nicht zu unterschätzen war auch die Erleichterung, dass wir uns nicht um unsere Verpflegung kümmern mussten. An dieser Stelle nochmals *thank you* an die freundlichen Mitarbeiter vom Tyrone Guthrie Centre.

Der Übersetzer als Barde

Die textlichen Knoten, die wir zu entwirren hatten, waren auch nicht zu unterschätzen. Andrea Ott stellte *Hudson River Bracketed* von Edith Wharton vor, für mich die schönste Vorlage der Woche, jedoch beinhaltet das Buch »hochpoetische, gefühlselige Passagen«, wie Andrea sagte, die sich heute nur schwer in eine ernst zu nehmende Sprache übertragen lassen. Verständnisfragen lassen sich bei Wharton nicht mehr von der Autorin beantworten. Jürgen Schneider hingegen hat einen Autor übersetzt, der nicht nur noch lebt, sondern auch bereit war, uns zu besuchen und einen Teil seines Solothheaterstückes oder



Die ÜbersetzerInnen lauschen dem Barden. Foto © Steph Morris

monologischen Romans gleich vorzutragen: der Performance-Künstler Oskar McLennan, gebürtiger Schotte und wohnhaft in Dublin, ist auch viel in Spanien unterwegs gewesen, hat dort eng mit seinem spanischen Übersetzer zusammengearbeitet und das Werk dann auf Spanisch aufgeführt. Er berichtete über die sprachlichen und kulturellen Herausforderungen dieser Übertragung. Später animierten er und Donal uns zum Singen, Rezitieren und Erzählen: der Übersetzer als Barde. Weniger dramatisch, aber nicht weniger spannend besprachen wir Gedichte von Derek Mahon, übersetzt von Verlegerin Margitt Leibert, sowie eine Erzählung von Lydia Mischkulnig über einen fiktiven Versuch der Firma Ikea, Särge und Begräbniszubehör zu entwickeln – übersetzt von der Dublinerin Rachel McNicholl. Andreas Jandl brachte Kurzprosa von George Sanders mit, voller US-amerikanischer popkultureller Bezüge, die keiner diesseits des Atlantiks versteht; wir mussten als Erstes die Wirkung von Wörtern wie *Twinkie*, *Ding-Dong*, *MacAttack* und *Slap-o-Wack* auf eine europäische Leserschaft diskutieren.

Entsprechend bereichert reisten alle schweren Herzens ab. Die Werkstatt soll auch in Zukunft stattfinden, ca. alle zwei Jahre. Allerdings wird dies nicht mehr in Irland möglich sein. Karen Nölle und Shelley Frisch bemühen sich weiterhin, die Finanzierung sicherzustellen und einen neuen Ort zu finden.

Margarete Längsfeld

LESUNG IN MÜNCHEN ZUM INTERNATIONALEN ÜBERSETZERTAG

30. September 2010

»Drei Übersetzer aus dem Westend« war der Leseabend im Münchner Westend – wo sonst – betitelt. Die Buchhandlung Lesecafé, mit Stöberecken und Versinkesofa, bot eine urgemütliche lockere Atmosphäre. Aus neueren Werken lasen Richard Barth, Luis Ruby und Tanja Handels. Die Moderation besorgten die drei selbst. Luis Ruby gab eine kleine Einführung in unsere Zunft, und das war gut so, bestand doch das Publikum mal zu etwa einem Drittel nicht aus übersetzend Tätigen.

Tanja Handels stellte Richard Barth vor. Er seinerseits stellte kurz den Roman vor, aus dem er las, das Debut des englisch schreibenden Inders Karan Mahajan, *Das Universum der Familie Ahuja*. Es ist auch Richards erste Romanübersetzung. Er erntete viele Lacher, den ersten gleich zu Anfang, als mitgeteilt wird, warum die Familie Ahuja so kinderreich ist: nämlich weil Mr. Ahuja »Mrs. Ahuja nur dann anziehend fand, wenn sie schwanger war.«

Nach seiner Lesung kam eine Frage aus dem Publikum nach der Schwierigkeit, *Indian English* ins Deutsche zu bringen, wenn ein Charakter im Original unzureichend Englisch spricht, und Richard scheint sie befriedigend beantwortet zu haben. Wir unter uns kennen das Problem alle, und Luis Ruby ging anschließend noch allgemein darauf ein, ein nahtloser Übergang, da Luis nun von Richard Barth vorgestellt wurde.

In den Roman des Spaniers Javier Marias *Dein Gesicht Morgen 3: Gift und Schatten und Abschied* ist Luis Ruby eingestiegen, nachdem Elke Wehr ihre begonnene Übersetzung aufgrund ihrer Krankheit nicht fertig stellen konnte. Er hatte quasi eine Vorgabe und berichtete über die Gratwanderung, aus Respekt vor der Arbeit der Kollegin einerseits nicht zu stark in ihren Text einzugreifen, sich andererseits aber auch nicht selbst zu verleugnen. Luis Ruby las, das Publikum lauschte still, und wenn Luis die vom Autor eingestreuten, nicht von ihm übersetzten Zitate aus vorhergehenden Werken las, wurde deutlich, wie gut ihm diese Gratwanderung gelungen war.

Luis Ruby stellte sodann Tanja Handels vor, die aus ihrer Übersetzung des Romans *Popco* der englischen Autorin Scarlett Thomas las. Es war eine sehr recherchaufwendige Arbeit, berichtete sie bei der Vorstellung des Romans, weil unendlich viele verschiedene Bereiche abgedeckt werden mussten. Als Tanja dann das erste Kapitel las, in dem es um eine Ich-Erzählerin geht, die in der Kreativabteilung eines Spielzeugherstellers arbeitet und sich nächtens auf einem fast verlassenen Bahnhof über ihre gepflegte Unangepasstheit, die Arbeit und die Kollegen auslässt, klang das so leicht und selbstverständlich als sei der Text »einfach so« aus Tanja herausgeflossen.

Der Übersetzer als Chamäleon

Eine Frage aus dem Publikum – ob es Zufall war, dass der männliche Ich-Erzähler (bei Javier Marias) von einem Übersetzer ins Deutsche gebracht wurde und die Ich-Erzählerin von einer Übersetzerin – bejahte Tanja, die natürlich auch Autoren übersetzt. Dass wir Chamäleons sind, wurde zwar nicht wörtlich gesagt, aber sinngemäß.

Nach dem Schlussapplaus trank man etwas, bekam Kuchen kredenzt, man war ja im Lese«café«, und redete über Bücher oder Gott und die Welt. Ein wiederholenswerter, lesevergnügli-cher Abend war das.

Markus Trapp

VEGANES MENÜ UND ÜBERSETZERLESUNG ZUM NEUEN FOER: TIERE ESSEN IN HAMBURG

29. September 2010

Im Rahmen der bundesweiten Veranstaltungen zum Internationalen Übersetzertag fand im Hamburger Stadtteil Hoheluft eine ganz besondere Lesung statt. Am Vorabend trugen die drei Übersetzer Isabel Bogdan, Brigitte Jakobeit und Ingo Herzke aus ihrer neuen Übersetzung vor: *Tiere essen* von Jonathan Safran Foer (Kiepenheuer & Witsch 2010). Es moderierte Elias Honert von der Hamburger Buchhandlung Stories!.

Der US-amerikanische Romancier Foer hat sich mit seiner Betrachtung des weltweiten Fleischkonsums und der herrschenden Produktionsbedingungen auf das Sachbuchterrain gewagt. Passend zum Inhalt wurde die Lesung von einem ve-

ganen Menü begleitet. Chefkoch und Restaurantbesitzer Olivier Trific (trific.de) hat sich akribisch auf dieses Event vorbereitet und für 29 € ein fair kalkuliertes 3-Gänge-Menü offeriert: Frittierte Austernpilze, Bohnenbratlinge um kunstvoll auf den Tellern drapierte Gemüseester und Vanillestrudel an Zimtsorbet ließen Tierisches nicht vermissen und mundeten köstlich.

Alle drei Übersetzer lasen einen selbst übersetzten Textauszug und schilderten ihre Herangehensweise an die Arbeit. Interessierte Fragen aus dem Publikum drehten sich größtenteils um die Einordnung des Textes (Ist es ein Roman oder doch eher ein Sachbuch?), um die Aufteilung der Arbeit (Geht das überhaupt? Wie habt ihr das gemacht? Warum drei Übersetzer für einen Text?) und darum, ob sich das Essverhalten nach der Lektüre und der Übersetzungsarbeit verändert hat.

Fazit des Abends: Die Neugierde und das Interesse an veganem Essen wurden befriedigt und wertvolle Einblicke in das Handwerk des Übersetzens gegeben – in diesem speziellen Fall mit wertvollen Erläuterungen zur gemeinschaftlichen Übersetzungsarbeit. *Tiere essen* am Hieronymustag zu lesen ohne Tiere zu essen, war ein voller Erfolg im Sinne einer originellen Öffentlichkeitsarbeit von Übersetzern.

Friederike Meltendorf

»... VON SÄKULAREN AUSMASSEN«: NS-DEUTSCH ALS BEISPIEL TOTALITÄREN SPRACHGEBRAUCHS

15. Oktober 2010 im LCB in Berlin

Ich weiß nicht, ob es anderen auch so geht: Das Dritte Reich in seinen verschiedenen Aspekten begegnet mir im Leben stets schubweise. In die letzte Interessenswelle fiel einer der inspirierenden LCB-Fortbildungstage von Gabi Leupold und Eveline Passet. Doch erst einmal, abgesehen von der willkommenen Erweiterung des Weltwissens, warum ist das Thema NS-Sprache für Übersetzer überhaupt relevant? Das war die Frage zum Auftakt der Veranstaltung, und die Antwort lautete: Übersetzer ins Deutsche sollten nicht aus Versehen derartige Sprach- und Wortmuster benutzen. Außerdem kann man im gegebenen Fall selber totalitäre Sprache kreieren wie z.B. Neusprech/*Newspeak* in 1984 von George Orwell. Außerdem sollten Übersetzer ins Deutsche und auch aus dem Deutschen totalitären Sprachgebrauch erkennen können.

Spurensuche nach NS-typischen Wörtern

Zunächst referierte Renate Birkenhauer, die zurzeit ihr in den 1980er Jahren auf Anregung von Übersetzern entstandenes *Wörterbuch NS-Deutsch* grundlegend überarbeitet, über sprachliche Stereotypen und Mechanismen der Wortbildung. Sie nannte drei verschiedene Kategorien von NS-typischen Wörtern: 1. Für neue Dinge gab es neue Wörter, die nur zwischen 1933 und 45 relevant waren, wie z.B. Kinderlandverschickung. 2. Umwertungen: Ein Wort wie »rücksichtslos« drückt in der NS-Zeit auch Entschlossenheit, Willensstärke und Kampfgeist aus und trägt also eine positive Konnotation. Auch Wörter wie »brutal«, »fanatisch« oder »schlagartig« markieren eine neue forciert dynamische Sprache. Bei der Wortbildung werden bestimmte Präfixe wie (AB-), (UM-), (VER-) und (ENT-) sehr produktiv: z.B. abgewandert werden, Umvolkung, verpolte (statt polonisierte) Deutschstämmige, entvolken (dieses Wort wurde zuvor in der reflexiven Form mit der Bedeutung assimilieren auch von Juden benutzt). Außerdem finden wir im NS-Deutschen eine spezifische Art von Komposita: Wenn das NS-Ideologie tragende Wort das (vordere) Bestimmungswort bildet, wirkt das in entsprechender Häufung komisch penetrant wie bei VOLKSGemeinschaft etc. (Blut-, Rassen-, Art-, Führer-). 3. Tarnwörter: »Akten muss man lesen können« hieß es, und das kann man nur, wenn man diese Wörter

kennt. Z.B. bedeutete »Sonderbehandlung« im NS-Deutschen Mord im KZ. Himmler änderte diesen Terminus später in Durchschleusen, weswegen die Bedeutung von sonderbehandeln zunächst schwer nachzuweisen war.

Danach folgte für mich das Aha-Erlebnis des Tages. Genau wie sich nach braver Westberliner Schuldbildung bei mir lange die Vorstellung hielt, dass die meisten ermordeten Juden Deutsche waren, sprachen in meiner Vorstellung auch KZ-Insassen immer Deutsch. Falsch! Natürlich brauchten die vielen nicht deutsch sprechenden KZ-Häftlinge eine gemeinsame Sprache: Renate Birkenhauer referierte über diese »lagersprache« als Sprache einer Zwangsgemeinschaft aus verschiedensprachigen Menschen in Lagern, in denen Deutsch Kommandosprache war. Die Wortbildung dieser rein mündlichen Sprache funktionierte nach polnischen Mustern (z.B. *verlegovats*, *zagazovanije* für Vergasung, *mizen ab* für Mützen ab, *wiheiβta* für Dingsda, *komsikomsa* (sich halblegal etwas organisieren) hatte auch eine aus dem Griechischen stammende Form: *klepsi*, *klepsi*). In frühen Übersetzungen von Lagerliteratur wurden diese Elemente wiederholt als fehlerhaftes Deutsch wegkorrigiert.

Ein Ritt durch Pragmatik und Textlinguistik

Im folgenden Vortrag »Ideologie und Sprache – Verbalstrategien in der NS-Propaganda« zeigte Christian A. Braun, der Verfasser einer maßgeblichen Arbeit zum nationalsozialistischen Sprachstil, Charakteristika des NS-Stils auf und diskutierte dabei auch die Frage, wie ideologische Weltkonstruktion und Sprachgebrauch ineinandergreifen. Einer kurzen Einführung der Begriffe Ideologie (sie bietet eine Erklärung der Welt und erhebt massiven Anspruch auf absolute Wahrheit) und Propaganda (bedeutet u.a. die gezielte Manipulation des Rezipienten durch Einsatz verschiedener Strategien und Techniken) folgte ein schwindelerregender Ritt durch Pragmatik und Textlinguistik. Besondere Bedeutung haben in Propagandatexten Präsuppositionen, also implizite Voraussetzungen, die ein Emittent macht. In folgendem Zitat aus Brauns Handout kommentiert Goebbels seine eigene journalistische Tätigkeit in der Weimarer Zeit: »[Der Leitartikel] setzte bewusst das, wovon er den Leser überzeugen wollte, einfach als bekannt voraus und zog daraus unerbittlich seine Schlüsse.« Dann analysierten wir den Leitartikel »Die Juden sind schuld!« von Joseph Goebbels (1941), an dem man Folgendes gut sehen konnte: Wenn sich Präsuppositionen vermeintlich logisch aufeinander türmen, entsteht ein groteskes Netz willkürlicher Behauptungen.

In der Textwerkstatt am Nachmittag wurden ein Text von Wilfrid Bade (*Das Auto erobert die Welt. Biografie des Kraftwagens*, Berlin 1938) und zwei Übersetzungen des Textes *L'espèce humaine* von Robert Antelme analysiert – ohne mich, da ich, angefüllt mit neuem Wissen, forteilte in den halbdunklen Berliner Herbstnachmittag.

Antje Oegel

WERKSTATTGESPRÄCH ÜBER KOOPERATIVES THEATERÜBERSETZEN BEI DRAMA PANORAMA 10. Dezember 2010, Tschechische Botschaft Berlin

Das Projekt Drama Panorama vernetzt seit April 2009 von Berlin aus die Arbeit von Theaterübersetzern und -autoren mit dem Theaterbetrieb und veranstaltet Workshops, Lesungen und thematische Podiumsdiskussionen zu Themen des internationalen Theaterraustausches. Seit Anfang 2010 ist Drama Panorama ein Programmbereich der Europäischen Ost-West-Akademie für Kultur und Medien und kooperiert mit dem renommierten Berliner Theater Hebbel am Ufer sowie weiteren Kulturinstitutionen.

Selbstversuch an einem Stück von Roman Sikora

Am 10. November lud Drama Panorama zum Werkstattgespräch in die imposanten sozialistisch-funktionalen Räume der Tschechischen Botschaft in Berlin ein. Kathrin Janka und Barbo-ra Schnelle hatten gemeinsam an der deutschen Übersetzung des Stückes *Tod eines talentierten Schweins* des tschechischen Dramatikers Roman Sikora gearbeitet und diskutierten ihre methodischen Erkenntnisse mit den Teilnehmern der Werkstatt. Die gemeinsame Arbeit an dem Kurzdrama war auch ein Versuch, die neuerdings in der Übersetzungsdidaktik für Fach- und Gebrauchstexte von den Wissenschaftlern Wencke Orbán und Joachim Kornelius (Universität Heidelberg) getestete Methode des kooperativen Übersetzens nach den Vorgaben des *Problem Based Learning* im Selbstversuch auf die Arbeit an einem literarischen Text zu übertragen. Dabei spielte die Sprechbarkeit bei der Übersetzung eine besonders große Rolle.



Kathrin Janka (rechts) und Barbo-ra Schnelle diskutieren mit dem Autor Roman Sikora. Foto © Kamila Zimmermann

Die Heidelberger Übersetzungswissenschaftler ließen in einem längerfristigen Modellversuch mehrere Kleingruppen von zwei bis vier Übersetzungsstudenten mit unterschiedlichem Ausbildungsniveau und teilweise verschiedenen Muttersprachen jeweils ein moderiertes Übersetzungsprojekt vollständig selbst bearbeiten.

Kooperation fördert Kreativität und spart Zeit

Die Methode, die effektive Kommunikation und Diskussionsfähigkeit erfordert, ist auch als ein Versuch zu sehen, sich von der klassischen Introspektivität des Übersetzens hin zu einem sozialen, Team- und Kompromissfähigkeit fördernden Arbeitsrahmen zu öffnen. Die Heidelberger Übersetzungswissenschaftler kommen im Ergebnis ihrer Studie zu (überraschend?) positiven Ergebnissen: Das kooperative Übersetzen führte in kürzester Zeit zu einer großen Zahl an heuristisch-spielerischen Lösungsmöglichkeiten, die Suchzeiten wurden deutlich verringert.

Wie auch von den Initiatoren der kooperativen Methode begrüßt, kamen im Kontext des Berliner Selbstversuchs die Übersetzerinnen aus einem unterschiedlichen, sich ergänzenden muttersprachlichen Kontext: Janka ist Deutsche, Schnelle Tschechin. Das erwies sich während der Arbeit als sehr hilfreich. Begriffe konnten schnell einem bestimmten sprachlichen und soziokulturellen Kontext zugewiesen werden, und die Suche nach dem richtigen Ausdruck ging sehr effizient voran. Die auf den Dialog orientierte Zusammenarbeit und das laute Aussprechen der Sätze empfanden beide besonders in Bezug auf den Theatertext, der dem Publikum ja gesprochen präsentiert werden soll, als sinnvoll. Auch die gesteigerte Kreativität in der Wortfindung ebenso wie den motivierenden Nebeneffekt der Zusammenarbeit konnten beide Übersetzerinnen bestätigen.

Weitere Inspiration holten sie sich bei Methoden der Softwareentwicklung wie *Pair Programming*: Hier arbeiten zwei Programmierer gemeinsam an der Entwicklung einer Software. Ein Programmierer ist immer der *Driver* und schreibt an dem Programm, der andere ist der *Navigator*, der die jeweiligen Funktionen sofort kontrolliert und überprüft. Die Rollen wechseln ständig, was die Objektivität der Arbeitsweise unterstützen soll. Auch die Übersetzerinnen berichteten, dass die Muttersprachlerin keineswegs immer die führende Rolle einnehmen muss. Im Gegenteil: Gerade durch den fremden Blick finden sich oft ungeahnte Lösungen.

Zu den Gästen des »Cafés« gehörten unter anderem die bekannte Übersetzerin und Netzwerkerin Erika Tophoven, die sich für eine kooperative Arbeitsweise aussprach und die Frage nach einer Fixierbarkeit der Ergebnisse stellte, die anderen Übersetzern zur Verfügung gestellt werden könnten und sollten. Von positiven Erfahrungen mit der kooperativen Methode berichtete auch Imen Mguedmini, frische Absolventin der Übersetzungswissenschaften an der Universität Heidelberg.

Am Abend wurde die deutsche Fassung des tschechischen Stückes in einer Lesung des Schauspielers Stefan Kaminski präsentiert. Sikoras Stück ist ein bissiges Künstlerporträt aus der Sicht eines Schweins, das eine wilde Assoziationskette quer durch das 20. Jahrhundert in Gang setzt. In der anschließenden Podiumsdiskussion mit dem Autor konnte auf die Zusammenarbeit zwischen Sikora und den Übersetzerinnen und auf die aktuelle tschechische Theaterlandschaft eingegangen werden. Mehr Informationen unter www.drama-panorama.com

NACHRUFE

HELMUT SCHEFFEL (1925–2010)



Helmut Scheffel Foto privat

Warum können Vögel fliegen? Erwachsene stellen solche Fragen nicht. (Das weiß man doch. Gefieder, Federbau, Instinkt und so – und überhaupt, wozu, was bringt's?) Helmut Scheffel gab Antwort. Kenntnisreich, klug, verständlich erklärte er die Zusammenhänge, machte eine Skizze, verwies auf Beispiele. Nur auf Nachfrage kamen eigene Erfahrungen vor, und wenn sie kühn klangen, lachte er das freundlich weg. Das Ergebnis war nicht nur die einleuchtende Erklärung eines Sachverhalts – ganz nebenbei hatte Helmut Scheffel den

Vorhang vor einem Kapitel Zusammenspiel verschiedener Naturkräfte weggezogen, und wer gefragt hatte, staunte darüber, wie unterhaltsam, anschaulich und selbstverständlich eine Wissenslücke gefüllt werden kann.

Den Nouveau Roman aus Paris mitgebracht

Sein Leben vom Jahrgang 1925 enthielt wesentliche Stationen, die das Zeitgeschehen bestimmt hatte: Jagdflieger, wehrdienstbeschädigt, Neulehrer ... Geographisch führte es von Thüringen über die Rhön nach Westen, und dann, in Frankfurt und Paris, bestimmten er und seine Frau Gerda es nach ihren Möglichkeiten selbst. Sie studierten, in Paris lernten sie Autoren kennen – Michel Butor, Nathalie Sarraute, Claude Simon, Robert Pinget –, die sie übersetzten und mit denen sie

den Nouveau Roman nach Deutschland brachten, aber auch Hörspiele dieser Autoren mit strukturellen und linguistischen Experimenten.

Diese Zeit des Neuen, des Erprobens, des Wagens brachte Begegnungen und Erlebnisse, die zu erzählen sich lohnen, und Helmut Scheffel konnte wunderbar, mit Leidenschaft erzählen, wenn er intensiv genug darum gebeten wurde. Immer standen die Ereignisse, die anderen Personen im Mittelpunkt, immer war Neues zu erfahren.

Stundenlang hätte man ihm zuhören können, wenn es um die Pariser Zeit ging oder auch um die Jahrzehnte im FAZ-Feuilleton – doch stundenlang erzählte er eben nicht. Zu seinem Stil gehörte auch ein Gefühl für angemessene Dauer, für Tempi, vielleicht auch für den Umgang mit unfreiwilligen Kapriolen. Einmal, beim Spazierengehen, stürzte er (schließlich war er seit Kriegsende behindert) mitten in der Unterhaltung und war wieder auf den Beinen und setzte seinen Satz fort, bevor im Hirn derer, die mitspazierten, der Sturz überhaupt richtig angekommen war. Das war artistisch, und es war elegant.

Bei seiner Trauerfeier war ein Foto aufgestellt, das ihn lachend, heiter, elegant zeigte, vielleicht bei einer Preisverleihung, vielleicht bei einem Gästeempfang. Von ihm wurde Abschied genommen, an ihn bleibt die Erinnerung. An ihn denken, die ihn kannten.

Irmela Brender

»ÜBERSETZER UNHÖFLICHERWEISE NICHT GENANNT«

Helmut Scheffels Name wurde, als ich Ende der 70er Jahre der »Bundessparte Übersetzer« beitrug, immer voller Respekt genannt. Er war geachtet als preisgekrönter und geehrter Übersetzer großer französischer Autoren wie Michel Butor, Marcel Proust, Alain Robbe-Grillet und Nathalie Sarraute, geachtet auch als Vorstandsmitglied und als Redakteur des Sachbuchressorts der FAZ.

Als ich ihm dann persönlich begegnete, bei Mitgliederversammlungen und bei der Übersetzertagung in Bergneustadt, die damals noch »Esslinger Gespräch« hieß, entsprach er so gar nicht dem Bild, das man sich von einem solch bedeutenden Menschen hätte machen können. Vielmehr war er ungewöhnlich fein, zurückhaltend und verständnisvoll. Oft sah man ihn mit jungen Kollegen im Gespräch, zuhörend, vielleicht Rat gebend.

Seine leise Art, zu ermutigen und zu unterstützen, erfuhr ich beispielsweise, als ich etwas später für seine Redaktion in der FAZ das eine oder andere Sachbuch rezensierte und ein empörter Leserbrief zu einer meiner Buchbesprechungen mich am Boden zerstörte. Helmut Scheffel wusste Tröstliches zu sagen, relativierte den Bock, den ich da wohl geschossen hatte, und entzog mir keineswegs, wie von mir befürchtet, seine Redakteursgunst.

Mit Spürsinn und Diplomatie nutzte Helmut Scheffel sein Ansehen und seinen Einfluss, um die Sache der Übersetzer voranzubringen, zum Beispiel die Forderung nach der Namensnennung des Übersetzers in den Titelangaben von Büchern. (Das war zu einer Zeit, als die Urheberschaft der Übersetzer und ihre Urheberrechte sowohl Übersetzern als auch Verlagen noch weitgehend unbekannt waren.) Als Sachbuchredakteur bei der FAZ war er verantwortlich für die halbjährliche Zusammenstellung der Titel von neu erschienenen Büchern. Mit großer Genugtuung lasen wir dort in allen Titelangaben, in denen der Übersetzernamen fehlte, die von ihm kursiv eingefügte Rüge: »Name des Übersetzers vom Verlag unhöflicherweise nicht genannt«.

Helga Pfetsch

INGE LEIPOLD (1946–2010)

»Aus dem Amerikanischen von Inge Leipold« – ihr letztes für den Piper Verlag übersetztes Buch hat sie nicht mehr auspacken und durchblättern können: *Einsteins Würfel oder Die Revolution von Raum und Zeit* von Michio Kaku. So ganz glücklich war sie mit diesem Buch wohl nicht, sie hatte den Auftrag dennoch angenommen, weil sie gern Bücher übersetzte, die mit naturwissenschaftlichen Themen zu tun hatten. Da das Piper-Lektorat ihr einen großzügigen Zeitrahmen gegeben hatte, konnte sie den Text abschließen, obwohl sie immer wieder Pausen einlegen musste.

Mit schwarzem Hut und viel Humor

Wann unsere Zusammenarbeit begonnen hat, kann ich nicht genau sagen. Mehr als 25 Jahre wird es wohl zurückliegen, dass Inge Leipold nach ihrer Zeit als Lektorin im Schneekluth Verlag beim Piper-Lektorat nach Aufträgen als freie Lektorin und Übersetzerin fragte. Bestimmt aber war ich der erste Ansprechpartner im Wissenschafts- und Sachbuch-Lektorat in der Münchner Georgenstraße. Da sie in der Nähe wohnte, haben wir uns zum Kennenlernen getroffen und Buch-Erfahrungen ausgetauscht. Nachdem sie erste Aufträge bekommen hatte, sahen wir uns ziemlich regelmäßig. Wenn sie in den Verlag kam, trug sie oft einen großen schwarzen Hut. Sie war gebildet, kompetent, breit interessiert, neugierig, sicher im Urteil – und sie hatte Humor und konnte herrlich lachen. Manchmal sehr ernsthaft, manchmal auch ganz locker habe ich mit ihr über naturwissenschaftliche Themen, über klassische Musik und Ausstellungen, über Krimis und Hitchcock-Filme geredet. Das passierte meist bei einer großen Kanne Tee, bei einfachen Keksen oder Shortbread in ihrer Wohnung in der Türkenstraße. Für mich lag das auf dem Weg zu den abendlichen Chorproben in der Musikhochschule. Die Teestunde verging, ohne dass wir es merkten. Wir lachten viel, konnten uns gegenseitig auf den Arm nehmen.

Austausch beim Tee

Sie erzählte, woran sie gerade arbeitete, von Problemen mit dem Computer, gesundheitlichem Ärger oder einer CD, die sie vor Kurzem im Nebenhaus bei Zweitausendeins gesehen und gekauft hatte. Oder sie informierte mich über einen geplanten Aufenthalt in einem Übersetzerzentrum. Ins Übersetzer-Kollegium nach Straelen zog sie sich häufig zurück, sie war dort gern gesehen. Auch Zentren in der Schweiz und in Irland hat sie besucht. Von dort kamen dann skurrile Postkarten. Fuhr sie nach Irland, bot sie mir an, Bücher oder Tee mitzubringen. Sie wusste, dass ich meist Wünsche hatte, obwohl ich selbst oft in Irland bin. Wir tauschten unsere irischen Erfahrungen aus. Sie traf dort auch ihre Autoren wie Gemma O'Connor oder Brendan Graham.

Mails von der Fledermaus

Natürlich fragte sie beim Tee immer auch nach dem Verlag und den Lektoren – und nach Aufträgen. Sie muss oft gefragt haben, denn sie hat für Piper viel aus dem Englischen, Amerikanischen und Französischen übersetzt – ob Romane, Biografien oder Sachbücher zu Themen aus Naturwissenschaften, Medizin, Geschichte, Politik oder Musik. Auch nach vielen Jahren schwärmte sie von manchen »ihrer« Büchern und Autoren, so von der Biografie der Liselotte von der Pfalz (Dirk Van der Cruysse), auch von Yehudi Menuhin oder vom großen US-Physiker Richard P. Feynman. Dass sie mit Sprache umgehen konnte, versteht sich von selbst. Bei redaktionellen Eingriffen in ihre Übersetzungstexte war sie geduldig, zugleich aber selbstbewusst genug, immer wieder auch ihre Version mit guten Argumenten durchzusetzen. Notfalls lud sie die Redakteurin oder den Redakteur zum Tee, um die Dinge zu klären. In

sehr wenigen Fällen spielte ich den Vermittler. Richtig gekracht haben wir uns nie, manchmal musste ich Termine anmahnen, wenn sie sich zu viel aufgepackt hatte oder nicht gesund war. Einmal hat sie unter Zeitdruck ein Buch übersetzt, in dem das Schicksal einer Haarlocke Beethovens bis in unsere Zeit erzählt wurde. Da fand ich dann am Morgen im Verlag Mails mit Textanhängen vor. Sie hatte die Mails mitten in der Nacht abgeschickt und mit »Ihre Locke« gezeichnet. Selbst der strenge Hersteller, der auf das Manuskript warten musste, lächelte dann und gab dem Lektorat und damit ihr etwas mehr Zeit. Beim Löschen alter Mails fand ich eine Leipold-Mail vom März 2006, abgeschickt um 2.51 in der Nacht und überschrieben: »Einen schönen guten Morgen wünsche ich, werter Maestro«. Am Ende dann so etwas wie »Die etwas zerrupfte Fledermaus«. Sie müsse jetzt endlich spülen und bügeln.

Ging es um Fachliches, so konnte ich sicher sein, dass sie sich gekümmert hatte. Bei Feynman oder anderen Physikern etwa las ein befreundeter Max-Planck-Physiker für sie kritisch mit. In anderen Fällen nützte sie ihre guten Kontakte zur nahegelegenen Bayerischen Staatsbibliothek, an der sie einige Jahre in einem Forschungsprojekt tätig gewesen war. Wir haben bei über 20 von ihr übersetzten Büchern zusammengearbeitet.

Dass sie sehr schwer krank war, erfuhr ich von ihr erst vor einigen Monaten, als sie mich privat anrief. Meine junge Kollegin Katharina Wulffius – sie hatte meine Piper-Projekte übernommen, Inge und sie mochten sich – und ich fuhren im Juni in eine Spezialklinik nach Oberaudorf, um sie zu besuchen. Die Berge, die sie vom Zimmer aus sehen konnte, waren ihr ein Ärgernis. Wir ahnten, dass es ihr sehr schlecht ging. Sie sei eine Kämpferin, sagte sie. Wir redeten natürlich über Bücher, über den Verlag, tranken Tee, sie war vergnügt – fast wie immer. Und sie freute sich über unseren Besuch, das mitgebrachte Obst und die erbetenen Bücher. Dann besuchte ich sie Mitte August noch einmal in einem Hospiz. Eine befreundete Übersetzerin war für drei Tage nach München gekommen, um sich um sie zu kümmern, und saß bei ihr. Wir sprachen über Vieles, über ihren Optimismus, wieder an die Arbeit gehen zu können, über geplante Therapien – und wir lachten über alle möglichen Sachen, so über die Fotos von meinen Enkeln. Das war zwei Tage vor ihrem Geburtstag, den sie nur um einen Tag überlebt hat.

Ich bin froh darüber, dass ich Inge Leipold noch einmal gesehen habe. Sie war für mich über viele Jahre eine kluge, fachlich exzellente, ironisch-vergnügte und liebenswürdige Kollegin. Sie wird den vielen Menschen, mit denen sie umging, und sie wird mir als ein besonderer Mensch in Erinnerung bleiben.

Klaus Stadler



Toni Kienlechner

Foto privat

TONI KIENLECHNER (1919–2010)

Am 25. Oktober 2010 ist unsere Kollegin Toni Kienlechner ein halbes Jahr nach ihrem 91. Geburtstag in Berlin gestorben. Sie war jahrzehntelang eine der engagiertesten Vermittlerinnen – als Übersetzerin wie als Autorin und Journalistin – der italienischen Literatur und Landeskultur im besten Sinne, vor allem ihrer

komplexesten, also schwierigsten und erklärungsbedürftigsten, aber auch lohnendsten Werke. Nach einer Lehre im Buch- und Kunsthandel und einer Episode als selbstständige Verlegerin war die gebürtige Murnauerin Anfang der 50er Jahre nach

Italien gegangen, hatte in Bozen eine Wochenzeitung geleitet und seit 1955 regelmäßig als Korrespondentin des Bayerischen Rundfunks aus Rom berichtet. Ihre erste Übersetzung, die sie 1959 auf eigene Faust und aus reiner Liebe zum Experiment begann (sich erst während der laufenden Arbeit nach einem Verlag umsah), war ein exemplarisch mutiges Wagnis: eine Verdeutschung des bis dahin als unübersetzbar geltenden Hauptwerks von Carlo Emilio Gadda, des »Vaters der modernen italienischen Literatur«, nämlich seines großen Romans *Quer pasticciaccio brutto de Via Merulana*, der aus einer Vielzahl von Sprachen besteht, vom römischen Dialekt bis zum klassischen Latein (weshalb er oft mit Joyce' *Ulysses* verglichen wird). Toni Kienlechners einfallsreiche und stilgetreue, dabei wunderbar flüssige und auch heute noch gut lesbare Übersetzung, die 1961 bei Piper unter dem Titel *Die grässliche Bescherung in der Via Merulana* erschien, erregte so großes Aufsehen, dass sie sogar in Kindlers Literaturlexikon eigens als »singuläre Leistung« hervorgehoben wird. 1984 bekam Toni Kienlechner dafür den Helmut-M.-Braem-Preis in Bergneustadt, wobei ich die Ehre hatte, ihre Laudatio zu halten.

Querdenker und Pioniertaten

Vom Erfolg ihres Übersetzerischen Debüts ermutigt, blieb Toni Kienlechner – neben ihrer Arbeit als Journalistin und Autorin sowie später auch als TV-Filmerin – beim Übersetzen, beließ es aber nicht nur bei Gadda, sondern wagte sich gleich an den nächsten Schwierigen, den experimentellen Querdenker Giorgio Manganelli, dessen *Hilarotragoedia* sie unter dem Titel *Niederauffahrt 1967* für Wagenbach ins Deutsche brachte. »Um das Buch zu verstehen, musste ich es übersetzen«, sagte sie gerne selbstironisch. Ihr nächster bedeutender Autor war Pasolini, von dem sie (zusammen mit ihrer Tochter Sabina) ausgewählte Gedichte übertragen hat, darunter die berühmte Sammlung *Gramscis Asche*, aber auch eine Reihe der frühen friaulischen Gedichte. Dies alles waren Übersetzerische Pioniertaten, dennoch war Toni Kienlechner, wenn es um ihre Übersetzungen ging, die Bescheidenheit in Person. Als ich sie einmal – noch bevor ich sie persönlich kennenlernte – brieflich auf eine winzige Ungenauigkeit hinwies und um die Erlaubnis bat, die betreffende Stelle (die ich zitieren musste) zu ändern, bekam ich prompt einen sehr freundlichen Brief, der mit dem Seufzer »Ach, das Übersetzen ...« begann.

Mitte der 90er Jahre zog sich Toni Kienlechner, nachdem sie über 40 Jahre in Rom und am Lago di Bracciano gelebt hatte, in ihre Heimatstadt Murnau zurück. Die letzten Jahre verbrachte sie in einem schönen Altersheim in Berlin Pankow, wo sie am Dienstagmorgen gestorben ist.

Burkhard Kroeber



**SWETLANA GEIER
(1923–2010)**

»Ich lebe gern, ich atme gern, und das Übersetzen ist eine Form zu atmen.« Dies sagte Svetlana Geier in einem Gespräch mit dem Zürcher Autor, Lektor und Übersetzer Taja Gut, der 2008 im kleinen Schweizer Pforte Verlag ein sehr persönlich gehaltenes Bändchen über sie herausbrachte: *Svetlana Geier, Ein Leben zwischen den Sprachen. Russisch-deutsche Erinnerungsbilder*.

Svetlana Geier
Foto © Dörlemann Verlag

Sätze wie diesen hörte man Svetlana Geier sagen, wenn man das Glück, vielmehr die Ehre, hatte, bisweilen Tischgast bei Svetlana Geier sein zu dürfen, die Patriarchin, wie ich sie im Stillen nannte, oder die Baba, wie sie bei ihren Enkeln und Urenkeln hieß, im Kreise ihrer Nachkommen und nahen Freunde zu erleben und die von ihr eigenhändig zubereiteten Köstlichkeiten zu genießen. Die Zutaten dafür hatte sie höchstpersönlich in der Frühe auf dem Freiburger Münstermarkt erstanden. Und wenn man nach dem Essen noch beisammen saß, dann spielte sie vielleicht mit einem alten, schön bestickten weißen Mundtuch, rollte es ein und strich es wieder glatt und fand auch darin, eigentlich in allem, was sie tat und sagte, ein Gleichnis auf das Übersetzen oder sprach nachdenklich über ein besonders schwieriges Problem des einen oder anderen »ihrer« großen Russen, zu denen Belyj, Bunin, Solschenizyn und Andrej Sinjajewskij zählten, vor allem aber Fjodor Dostojewskij.

Blick fürs Detail und Demut vor dem Original

Hätte man sie gefragt, was eigentlich zum Übersetzen nötig sei, hätte sie wohl geantwortet, Bescheidenheit und die Bereitschaft, sich völlig zu versenken in das Original. So tief, dass man darüber seine Alltagsangelegenheiten ganz vergesse und nur noch mit den Angelegenheiten des Verfassers und der von ihm geschaffenen Figuren befasst sei, vor allem aber mit der Art und Weise, wie dieser die Figuren gezeichnet habe, wie er sie reden und agieren lasse. Bei einem meiner Besuche erzählte sie mir, wie sie einmal wochenlang um das rechte Wort gerungen hatte für einen eigentlich ganz einfachen Vorgang: Raskolnikow steigt eine Treppe hinauf. Und natürlich hatte sie recht: Ohne solche Detailversessenheit, aber auch solche Demut vor dem Original, ist es nicht möglich, gut zu übersetzen. Freilich braucht es, speziell bei einem zuvor schon anderweitig übersetzten Klassiker wie Dostojewskij, für die Neuübersetzung darüber hinaus eine genaue Kenntnis des Gesamtwerks, des Platzes, den der einzelne Roman, für sich genommen, in diesem Oeuvre hat, und selbstverständlich eine ebenso genaue Kenntnis der Denksysteme, die hinter den Wörtern und den Sätzen stehen. Und wie Svetlana Geiers Beispiel zeigt, benötigt man daneben auch noch Eigensinn und Mut.

Svetlana heißt *die Helle, die Leuchtende*, und wirklich hat Svetlana Geier ihrem schönen Vornamen alle Ehre gemacht. Sie war einer der strahlendsten, weisesten und gütigsten Menschen, die mir begegnet sind, und dabei mutig wie ein Löwe, aber auch störrisch wie ein Esel, wenn sie von etwas überzeugt war. Zum Beispiel davon, dass die Erdbeeren, die eins der Engelswesen, die sie um sich hatte, zum Nachtschiff aus der Küche brachte, wässrig seien: »Ungenießbar – komm, sei so lieb und hol guten aus dem Keller, du weißt doch, Sylvitschka, die dunklen, die ich heute Morgen auf dem Markt gekauft hab. Die schmecken noch wie Erdbeeren!« Und eben so beharrlich und zudem noch kühn nahm sie es in die Hand, den deutschen Lesern ihre altvertrauten Dostojewskij-Titel auszureden. Schwer kam man gegen ihre Argumente an, wenn sie erklärte, warum der Begriff »Sühne« in Dostojewskijs Denken ebenso wenig Platz habe wie in dem seines Helden Raskolnikow und dass es daher grundverkehrt sei, Преступление и Наказание mit *Schuld und Sühne* wiederzugeben; richtig sei einzig und allein *Verbrechen und Strafe*.

Man konnte ihr schwer widersprechen, wenn sie in einem Vortrag bestimmte Lösungen als einzig mögliche begründete, obgleich man wusste, dass es auch noch andere gegeben hätte. Das lag wohl daran, dass sie – hochbetagt schon – allemal im Stehen sprach und eine volle Stunde frei, kenntnisreich und absolut konzise redend die Zuhörer in ihren Bann schlug. Oder waren es einfach ihre leuchtend blauen, jugendlichen Augen, mit denen sie ihr Gegenüber ansah, dabei den Kopf leicht schräg nach oben haltend, und die sie im Gespräch bisweilen unvermittelt schloss, um – eben noch fast übermütig heiter – in eine eigentümliche Versonnenheit zu sinken? Bei Tisch kam es mitunter vor, dass sie behutsam, mitten im Gespräch, einen

banalen Gegenstand zur Hand nahm, eine Serviette oder einen Löffel, und ihn betrachtete und sich erinnerte an ein Erlebnis aus der Kindheit – aus dem alten Russland. Das sind nur einige der vielen Bilder, die ich vor mir sehe, wenn ich an Swetlana Geier denke.

Das Verdienst liegt im Ideellen

Die Zunft der Übersetzer begegnete ihr zwar mit allem schuldigen Respekt, doch nicht mit ungeteilter Sympathie. Nicht nur, dass sich Swetlana Geier selbst dem Mainstream hartnäckig versagte, sie hatte auch wenig Verständnis für das Gros der Übersetzer, das von ihm lebt und leben muss. Dem Buchmarkt generell stand sie sehr kritisch gegenüber und sah ihn eher unter moralischen Aspekten als unter wirtschaftlichen. Sie fand, es gebe zu viel »Schund«, und sprach das unumwunden aus. Ebenso unumwunden äußerte sie mehr als einmal öffentlich, das Übersetzen wirklich großartiger Werke sei doch eine so wunderbare Sache, dass man dafür eigentlich – hier übertreibe ich, wenn auch nur leicht – gar kein Geld verlangen dürfte, denn der Verdienst dabei, nein, besser das Verdienst, liege ja doch im Ideellen. Das hörten die Verleger lieber als die Mehrzahl der Kollegen, für die das Übersetzen eben nur ein Broterwerb wie jeder andere ist. Deren Verständnis für Swetlana Geiers Haltung war begrenzt, obwohl sie immer wieder sagte, sie persönlich sei gewissen Zwängen niemals ausgesetzt gewesen, weil sie von ihrer Tätigkeit als Gymnasial- und Hochschullehrerin recht komfortabel leben konnte, bei ihren Übersetzungen nie unter Zeitdruck stand und ihr das schöne alte Haus im Vorort Günterstal, in dem sie wohnte, von der Stadt Freiburg mietfrei überlassen wurde. Es soll hier nicht verschwiegen sein, dass sie verärgert war, als sie erfuhr, dass jüngere Kollegen, die für denselben Verlag wie sie übersetzten, dort längst schon mehr verdienten, während sie immer noch das vor Jahren ausgemachte, wesentlich niedrigere Honorar erhielt, und dass sie schließlich eine Anpassung verlangte und bekam.

Am Abend des 7. November 2010 starb Swetlana Geier in ihrem Haus in Freiburg. Vier Tage später, an Dostojewskijs 189. Geburtstag, wurde sie auf dem Friedhof unweit ihres Hauses begraben. Zwei Birken stehen rechts und links von ihrem Grab. Sie liebte Birken.

Christa Schuenke

REZENSIONEN

D. Bathen, J. Sporer, E. Deinert, M. Hais.: *Duden, das neue Wörterbuch der Szenesprachen*. Herausgegeben von Trendbüro. Bibliographisches Institut: Mannheim (2009), 207 S., 14,95 €

Stylish präsentiert sich das *Neue Wörterbuch der Szenesprachen*, nach knapp zehn Jahren die zweite Ausgabe aus dem Hause Duden in Zusammenarbeit mit Trendbüro: Der Einband, ein Foto von zwei Jungs mit frecher Frisur, grob gepixelt wie von einem Bildschirm abfotografiert, signalisiert dem Betrachter: Hier hat man die Jugend im Blick, dieses Buch ist auf der Höhe des digitalen Zeitalters. Aha, Ü-25 kann nun also nachlesen, wie die Jugend von heute so redet...? Nein, glücklicherweise sind die Herausgeber nicht in diese Falle getappt, denn der Titel lautet eben nicht »Wörterbuch der Jugendsprache«, sondern »Wörterbuch der Szenesprachen«.

Fundamentaler gesellschaftlicher Wandel

Statt alle Jugendlichen über einen Kamm zu scheren, wird auch die junge, beziehungsweise neue Sprache nicht ausschließlich als Jugendsprache, sondern als Soziolekt begriffen und in sechs

verschiedene gesellschaftliche, a priori alterslose Bereiche unterteilt: Social Life, Techlife, Stylelife, Serious Life und Media-life. Zweifellos sind es hauptsächlich die Jugendlichen, die eine neue Sprache fördern und besonders wenig Berührungängste mit englischen oder englisch inspirierten Begriffen haben. Im Vorwort wird jedoch der in den Kapitelbezeichnungen aufgegriffene, weiterhin herrschende Trend zum Englischen nicht ausschließlich auf die Jugend, sondern in erster Linie auf die mediale Revolution der letzten Jahre zurückgeführt. Damit wird die hier präsentierte neue Sprache direkt in einer gesellschaftlichen Entwicklung verortet: Es wurden keine Modewörter gesammelt, sondern diese Sprache ist Phänomen eines fundamentalen gesellschaftlichen Wandels. Das Buch macht mit dieser Einleitung vielleicht auch so manchem jungen Leser bewusst, wie seine Kultur geprägt ist. Dieser medialen Kultur ganz verpflichtet, war auch die Methode der Stichwortsammlung für dieses Wörterbuch konsequent und vermutlich die einzig richtige: Über das interaktive Portal szenesprachenwiki.de konnten Benutzerinnen und Benutzer ihre Wortvorschläge und Kommentare abgeben, aus denen dann das Buch entstanden ist. Herausgekommen ist eine höchst unterhaltsame Lektüre und ein Nachschlagewerk als Spiegel der Zeit.

Muschimucke und Pixelschubser

Der gesellschaftliche Ansatz des Vorworts setzt sich in den Einträgen fort. So lesen wir unter *Killerspiel*, seit wann der Begriff als Synonym für *Ego-Shooter* gilt und welche Erkenntnisse man über den Zusammenhang zwischen diesen Spielen und Amokläufen an Schulen gewonnen hat. Und unter *Digitale Boheme* wird das Buch des ständigen Talkshowgastes Sascha Lobo erwähnt (*Wir nennen es Arbeit*). Erläuterungen gibt es auch auf rein sprachlicher Ebene. Haben englische Begriffe im Deutschen einen Bedeutungswandel erfahren, wie beispielsweise *wicked*, das in der Hip-Hop-Szene nicht »böse« oder »schlecht«, sondern »abgefahren« und »geil« bedeutet, wird darauf hingewiesen. Oder darauf, dass *crank* nur aufgrund der orthographischen Nähe Synonym für »krank« geworden ist. Manchmal sind die Einträge leicht ironisch, wie beispielsweise: *Lame* [engl. für »lahm«]: Alles, was langweilig, schlecht und öde ist, ist heute *lame*. Dabei ist auf die englische Aussprache zu achten, schließlich könnte man auch einfach »lahm« sagen, was aber weniger trendy wäre. (...)

Die englisch geprägten Begriffe sind zwar stark vertreten, es gibt aber auch anderes: *Mädchenmusik* oder auch *Muschimucke* (schmusig-weiche Popmusik), *Schland* (für Deutschland), *Pixelschubser* (ein Grafiker mit unkreativem Job) oder *Aufstocker* (Menschen, die trotz regelmäßiger Arbeit staatliche Unterstützung benötigen). Durch den mitgelieferten Kontext kommt niemals der Verdacht auf, die Begriffe könnten einem Realitätstest möglicherweise nicht standhalten.

Unterhaltsames Stöbern für die eigene Übersetzung.

Alles wird plausibel hergeleitet. Im Register mit über 700 Wörtern werden nicht nur die selbstständigen Einträge aufgeführt, sondern auch Begriffe, die innerhalb eines Lemma fallen und sich aus dem Zusammenhang erklären. Der Redaktion ist lediglich der Fehler unterlaufen, dass sie auf Pfeile im Register hinweist, die offensichtlich vergessen wurden. Das überschaubare Volumen ermöglicht trotzdem einen schnellen Überblick, so dass man sogar die umgekehrte Suche nach dem Szene-Wort zu einer bestimmten Bedeutung wagen kann – unterhaltsames Stöbern für die eigene Übersetzung. Wer trotzdem noch zweifelt, ob er sich nicht doch zum *Vollhorst* beim Lektor oder der Lektorin macht, wenn er auf Begriffe aus dem Wörterbuch der Szenesprachen zurückgreift, dem sei gesagt: Der vierzehnjährige Testleser der Rezensentin, fest verankert in SchülerVZ und Internetgames, ist voll abgeflast, wie nah dran dieses Buch an seiner eigenen kewlen Sprache ist.

Ulrike Sawicki

Karl-Heinz Göttert: *Deutsch. Biografie einer Sprache*. Berlin: Ullstein (5. Auflage 2010). 400 S., 19,95 €

Ein Buch, das einen Überblick vermittelt: sachkundig, souverän, durchaus unterhaltsam. (Der Autor – bis 2009 Germanistikprofessor in Köln – hat auch mehrere historische Kriminalromane verfasst.) Die deutsche Sprache wird in ihrer Entwicklung dargestellt: vom ersten Beleg für das Wort *theodiscus* (auf Latein) von 786 bis zur tatsächlichen, noch wenige Jahrhunderte zuvor undenkbareren Entstehung einer deutschen Hochsprache um 1900. So spät!, ist da zumindest mir deutlich geworden.

Göttert räumt mit Vorurteilen auf: etwa über die »Sprache der Klassiker« – ein Phantom, wie er schreibt. Und nicht die mittelhochdeutsche Dichtersprache führte zum Deutschen (etwas in der Art war mir aus meinen Studienjahren im Hinterkopf geblieben). Große Bedeutung kommt vielmehr den Baumeistern der Sprache, den Arbeitern am und mit dem Deutschen zu: Kanzlisten, Wörterbuchschreibern und, ja, Übersetzern.

Verschriftlichung des Lebens

In den Kanzleien der frühen Neuzeit beginnt im 14./15. Jahrhundert mit dem »Aktenzeitalter« die »Verschriftlichung des Lebens« – und sie fällt zusammen mit der Umstellung von Latein auf Deutsch. Die Kanzlisten in Prag, später in Meißen und Dresden (und in Wien) trieben die Einheit der neuhochdeutschen Schriftsprache gegenüber den zahlreichen gesprochenen Dialekten voran. Und dann die Übersetzer – ob sie nun Notker, Niclas von Wyle oder (natürlich) Martin Luther heißen. Der äußert in seinem Sendbrief vom Dolmetschen übrigens die Ansicht, dass es gilt den Sinn zu übersetzen, nicht das (lateinische) Wort: Jede Sprache ist anders, derselbe Sinn muss in einer anderen Sprache anders gefasst werden. Den Gegenstandspunkt vertritt Niclas von Wyle, der erste deutschsprachige Übersetzer der Renaissanceliteratur. Er will mit seinen *Translatzen* der deutschen Sprache gerade dadurch aufhelfen, dass er sie so eng wie möglich dem Lateinischen anpasst.

Sprachpuristen contra natürlich wachsende Wörter

Und so geht es in der Geschichte der deutschen Sprache immer wieder um den Einfluss der Fremdsprachen wie Latein, Französisch und heute Englisch/Amerikanisch: ein »Dauerbrenner-Thema«, zu dem alle, die mit Sprache arbeiten (Übersetzer sowieso), sich eine Meinung bilden müssen. Schon Jacob und Wilhelm Grimm schlugen sich bei ihrer Arbeit am *Deutschen Wörterbuch* (das zwischen 1852 und 1960 entstand, zuletzt als Gemeinschaftsaufgabe der beiden deutschen Staaten) mit Sprachpuristen und ihrer pedantischen Einstellung herum.

Wilhelm gab als Ziel des Projekts an, man wolle den wirklichen Gebrauch der Sprache repräsentieren, eine »Naturgeschichte der einzelnen Wörter« bieten, die die Freiheit des Wachstums und Änderns zeige, statt dagegen mit polizeilichen Maßnahmen vorzugehen – wie es beispielsweise in Frankreich noch heute mit einem Sprachgesetz zum Schutz des Französischen (*Loi Toulon*) geschieht.

Wundersame Entstehung der deutschen Hochsprache

Vergleichbares hat es in Deutschland nicht gegeben: Die deutsche Hochsprache setzte sich im 19. Jahrhundert überraschend problemlos durch – ohne Einrichtung einer offiziellen Sprachbehörde, ohne staatliche Eingriffe, ohne das Vorbild eines einzelnen Dialekts (wie beispielsweise in England). Fast ein »Wunder« nennt Göttert diesen Vorgang: eine Hochsprache, die wie von selbst entsteht, ohne Regulierung von außen. Gerade das dürfte das Deutsche wenig anfällig machen für die »Anfeindungen« der Fremdsprachen im 20. Jahrhundert. Der Begriff bringt zum Ausdruck, was zahllose Puristen, die seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts in zahlreichen Sprachgesellschaften organisiert sind, bewegt: Fremdenangst. Dabei ist »Fremdwortreichtum geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache« (so die Berliner Akademie der Wissenschaften 1918).

Eine gewisse Mehrsprachigkeit wird in Zukunft das Schicksal aller europäischen Länder sein – heute von der Globalisierung allen, nicht nur den Gebildeten, aufgezwungen. Zum Zustand der deutschen Sprache meint jedenfalls Karl-Heinz Göttert: »Von Goethe gibt es Bemerkungen, er habe an den Unvollkommenheiten der deutschen Sprache gelitten. Davon kann heute nicht die Rede sein, jedenfalls leiden Grass und Co. höchstens an der Rechtschreibreform.«

Ute Mareik

KOMM, PUTER! – MIX FÜR ANFÄNGER UND SOLCHE, DIE ES WERDEN WOLLEN

Fenstergucker

So nennt der Volksmund die Skulptur des Meisters Pilgram in der Kanzel des Wiener Stephansdoms. Fenstergucker sind aber auch die meisten von uns. Manche haben sich mit Vista geplagt, die große Mehrzahl nutzt Windows XP, das von Microsoft nun definitiv noch bis April 2014 unterstützt werden soll. Wer neu einsteigt oder wechseln will, ist mit Windows 7 besser denn je bedient (bei Microsoft muss man immer relativ formulieren), vor allem, wenn man eine aktuelle Version wählt, die das seit März 2010 integrierte Menü zur Wahl des Browsers anbietet. Damit ist man vom Explorer unabhängig – und wird wohl dem ranken, schlanken Firefox den Vorzug geben.¹ Das erste Service Pack für Windows 7 ist unmittelbar zu erwarten und sollte auf jeden Fall geladen werden. (Alle, die bisher Bahnhof verstanden haben, mögen sich an einen Experten wenden. Jeder erreichbare Minderjährige ab etwa zehn Jahren darf mittlerweile als vollwertiger Ansprechpartner gelten.)

MS Office 2007/2010: Dateien mit MS Office 2003 öffnen

Sofern Sie noch mit dem »alten« MS-Word arbeiten, haben Sie Ihre liebe Not, sobald Ihnen jemand eine mit Office 2007 oder 2010 verfasste Datei sendet. Abhilfe gibt es auf mehrere Weise:

Word-Dateien öffnen, in ein anderes Programm kopieren oder ausdrucken kann man – übrigens: ohne überhaupt Microsoft Office installiert zu haben – mit dem Microsoft Office Word Viewer.² Der schafft Dokumente, die mit einer beliebigen Version von Microsoft Word für Windows oder Macintosh erstellt wurden, auch Rich Text Format (.rtf), Texte (.txt), Webpage-Formate (.htm, .html, .mht, .mhtml), Dokumentvorlagen (.dot) und XML (.xml). Geboten werden die von Word bekannten Ansichten Normal, Weblayout, Seitenlayout, Lesemodus und Gliederung. Das Bearbeiten von geöffneten Dokumenten, das Speichern von Dokumenten oder das Erstellen neuer Dokumente ist jedoch nicht möglich. Der

Impressum

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint halbjährlich.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ)

in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Paula-Thiede-Ufer 10, 10179 Berlin.

Bankverbindung: SEB AG Bank Berlin, Konto 1619848500, BLZ 10010111.

Redaktion (verantwortlich): Dr. Sabine Baumann, Obermainanlage 21, 60314 Frankfurt am Main

Dr. Stephanie Kramer, Danziger Straße 52, 10435 Berlin

Birgit Salzmann, Auf der Höhe 16, 35041 Marburg (Michelbach)

Rezensionen: Anke Burger, 4646 Rue de la Roche,

Montréal QC H2J 3J6, Kanada

Abonnements: Maike Dörries, Eichelsheimer Str. 6, 68163 Mannheim

Layout: Christoph Morlok, Heidelberg

Gestaltung Umschlag: Rimini Berlin

Druck: Druckkollektiv Gießen

ISSN 1868-6583

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Die Redaktion behält sich Kürzungen vor. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.

Redaktionsschluss

Heft 1 (erscheint im April): 31. Januar

Heft 2 (erscheint im Oktober): 31. Juli

Word Viewer hilft bei Office 2007 und 2010 allerdings nur, wenn zuvor das Office Compability Pack³ installiert wurde. Damit ist auch das Arbeiten mit Excel und Powerpoint möglich.

Geht's nur darum, rasch mal ein nicht allzu umfangreiches Dokument zu öffnen und im heimatlichen Format abzuspeichern, bietet ein Konverter dies online *on the fly* (aufleinig auf der Fliege) an.⁴

Mit einigem Glück gibt es von Microsoft, wenn Sie diesen Text lesen, noch das durchaus brauchbare Beta von MS Office 2010 zum Gratis-Runterladen.⁵

Stellen Sie um auf Open Office⁶ – kann alles, macht alles und kostet nichts.

Kost-bares

Drei Hinweise auf Angebote, die sich lohnen, für die man aber lohnen muss:

Von System GO gibt es das Paket Spurenvernichter & Datenschutz 2011.⁷ Damit können Sie für € 19.99 Daten rückstandslos löschen, verschlüsseln, in ein geheimes Laufwerk verschieben und obendrein verhindern, dass jemand auf Ihrem Bäh-Zäh auf bestimmte Programme zugreift.

Zwei, drei Regalmeter Buchware auf DVD-Größe reduziert, nicht mehr zum Blättern, aber mit perfekter Stichwortsuche: *The Complete National Geographic*, 121 Jahrgänge, kommen für schlanke € 69,- ins Haus.⁸ Der Vertreiber vertreibt auch die *Encyclopedia Britannica 2011* – in der u.a. 166.000 weiterführende Links das Surf-Vergnügen erweitern. Für € 49,50 ist das Ganze jedenfalls wesentlich schnäppchenhafter als die weiland Print-Ausgabe.

Icons fix und kosten nix

Weil keine Ausgabe dieser Serie ohne ein Gratis-Schmankerl auskommen darf: Mit IconTweaker⁹ ersetzen Sie die Standard-Icons von Windows wie z.B. Arbeitsplatz, Netzwerkverbindungen, Papierkorb, die Icons im Startmenü, Standardicons für Dateien usw. mit Icons Ihrer Wahl. Dazu nutzt IconTweaker so genannte Icon-Themes. 11 verschiedene Themes sind bereits im IconTweaker enthalten. Mit dem Theme-Editor erstellen Sie eigene Themes aus ICO- oder ICL-Dateien. Über den Button »Restore all Icons« kehren Sie jederzeit wieder zu den Windows ursprünglichen Windows-Icons zurück.

Wer meint, zu alledem etwas zu loben, meckern oder mehlen zu haben: harranth@dokufunk.org

Wolf Harranth

PS: Plagiats-Software? Vergessen Sie's. Wer nicht ganz doof oder durch Beruf und Familie überlastet ist, stellt in jedem Satz ein paar Wörter um, und jede Software kapituliert. Besser hilft: Aussagekräftige Stichwörter googeln. Das wirkt!

- 1) www.mozilla-europe.org/de/firefox
- 2) <http://microsoft-word-viewer.soft-ware.net/download.asp>
- 3) <http://www.microsoft.com/downloads/>
- 4) <http://docx-converter.com/>
- 5) http://office.microsoft.com/de-at/try/?WT.mc_id=SEA_deAT_txta_OfficeTrial
- 6) <http://de.openoffice.org/>
- 7) <http://www.bhv.de/index.php/system-go-spurenvernichter-and-datenschutz-2011.html>
- 8) www.usm.de
- 9) <http://icontweaker.soft-ware.net/download.asp>